

Zeitschrift für metapsychische Forschung

Heftfolge: **Die unsichtbare Wirklichkeit**

Die Ziele: Förderung der Forschung auf metapsychischem und angeschlossenen Gebieten, Aufklärung unter objektiver Kritik unserer Erkenntnis, Kampf gegen das Ausbeutertum, Abwehr gegnerischer Angriffe, Diätetik der Seele, Pflege einer spiritualistischen (idealistischen) Weltanschauung.

Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7 / Die „Z.mp.F." erscheint dreimonatlich in jährlich vier Heften.

10. Jahrgang Berlin, den 1. März 1939 1. Heft



Nur eine die Psyche des „Mediums" widerspiegelnde Phantasie!

Ein „medial"-gemaltes Dämonen-Bildnis?

Aus dem Inhalt:

Inhalt:

Der Beachtung empfohlen!

Die Herausgabe dieses ersten Heftes des Jahrganges 1939 der „Z. mp. F." hat sich leider infolge von Personalerkrankungen bei der Druckerei verzögert, wie wir zu entschuldigen bitten. Es ist nunmehr 3bogig erschienen. Das zweite ebenfalls 3bogige Heft wird anfangs Mai erscheinen. Die 3bogigen Hefte haben dabei den Vorteil, eine größere Inhaltsmannigfaltigkeit zu gestatten und umfangreichere Beiträge ohne öftere Zerreißung zu bringen.

Zeitschrift für metapsychische Forschung

Heftfolge: Die unsichtbare Wirklichkeit

10. Jahrgang — Berlin, den 1. März 1939 — 1. Heft

Ausblicke von der sogen. medialen Kunst.

(Mit 3 Abbildungen.)

Von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde.

Wer nur die besten Bilder z. B. der Frau Wilhelmine Aßmann (Berlin) kennt (siehe zuletzt 6. Heft Jhg. 1937 der Z.mp.F.), wer hierzu erinnert (siehe Z.mp.F. Jhg. 1932 Hefte 3 u. 4), daß es sich um Trancemalereien einer tagsüber mit Plätterei voll beschäftigten einfachen Frau handelt, deren Gesamterscheinung auch des Gesichtes von künstlerischer Anlage weit entfernt dünkt, wer vielleicht dann noch aus Erfahrungen im übrigen der spiritistischen Hypothese auch nur zuneigt, wird in jenem Phänomen sehr leicht ein überzeugendes Argument für diese Hypothese erblicken wollen. Und mit vielen anderen Sonderumständen verstärkt diesen Eindruck jener Umstand, daß das „Medium" ihr unbewußtes Schaffen des Einzelbildes, das über Wochen nächtlicher Trancestunden reichen kann, ohne jedes Zögern dort wieder aufnimmt, wo es inmitten einer völlig unentwickelten und für die Weiterführung gänzlich unübersichtlichen Unfertigkeit stehen geblieben war, bei förmlichen Automatismen (d. h. durch im

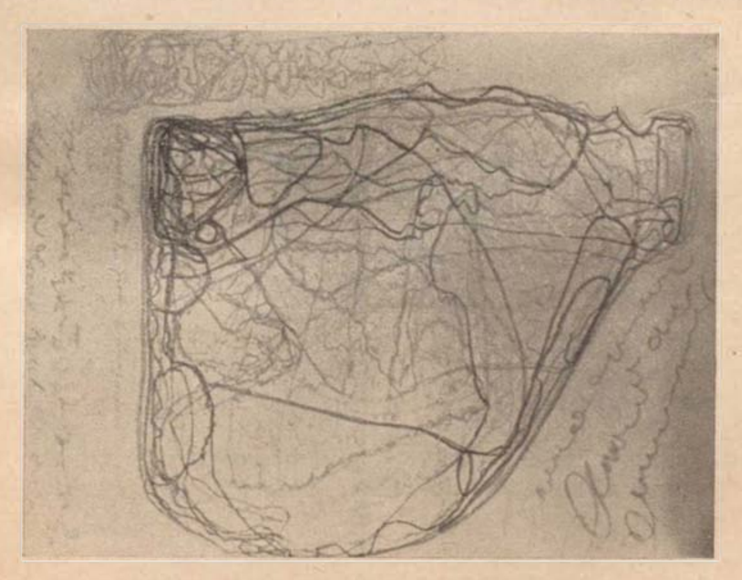


Abb. 1. „Aramatias in der Provinz Brahmias", lautet die „mediale" Beschriftung dieser Trancezeichnung (linksseitig auf der Abbildung). Spanien als Motiv deutlich erkennbar (der Beschriftung nach um 90 Grad gedreht), selbst die Ausdehnung des Meeres an der Nordküste zutreffend. Linienführung in Pastell, „Spanien" braun und gelblich (Gebirge der Karte), z. T. blau (Flüsse), Meer grün, Beschriftung gelblich. Größe $^3/_{10}$. Frau M. Kuckemüller (Berlin).

Unbewußten verbleibenden Gewohnheiten) in bezug auf die rein äußerlichen Hilfsmittel.

Erst wenn es möglich ist, das Studium auf das Entwicklungsmaterial auszudehnen und mit ihm — als Regel auch sonst: an das „automatische Schreiben" anzuschließen, ergeben sich die ernstesten Einwände gegen diese durch ihre gedankliche Einfachheit besonders leicht aufnehmbare und daher aufgenommene spiritistische Hypothese. Ich bitte hierzu meine Ausführungen im Jhg. 1933 der Z. mp. F. unter „Schlußfolgerungen zum Wesensinhalt des Absoluten" („Mediale Kunst") zu vergleichen. So wenig es der spiritistischen Hypothese bisher gelungen ist, sich einwandfrei als wahr zu erweisen, so wenig soll es übersehen werden, daß es auch die ablehnende Kritik von metapsychischer Seite — von seiten der Negativisten ganz abgesehen — schwer hat, sich Beachtung zu verschaffen, im einzelnen um so mehr, je mehr die spiritistische Auffassung Herzens-, Glaubenssache ist.

Da die sogenannte mediale Kunst m. E. in allerbedeutendste Probleme hineingreift, welche mich entscheidend für die Beantwortung letzter Fragen bedünken, will ich mit einem Material an Früheres kurz anschließen, das ich noch nicht vorgebracht habe. Es betrifft die Autorschaft von Frau Marie Kuckemüller (Berlin), die mich ein erstes Mal am 22. 4. 31 mit Ihrer verheirateten Tochter aufsuchte. Frau M. K., eine einfache, bescheidene, gläubige, vertrauenswerte Frau, welche nach vorangegangenem, gelegentlichem „automatischem" Schreiben vor kurzem von einer Art „Zungenreden" überrannt war und sich mit dieser Erscheinung nicht auseinanderzusetzen wußte. Mitten in der Unterhaltung fiel sie mehrfach in „Autotrance", der zwar zeitlich je nur kurz (10—20 Min.), aber doch scharf ausgeprägt war. Sie sprach dann in Fremdworten so schnell und ununterbrochen, daß es unmöglich war, verläßlich und vollständig mitzuschreiben. Das eine und andere klang an das Polnische (Frau M. K. stammte aus deutsch-polnischem Gebiet), Italienische u. a. Sprachen an, wobei die Laute eine eigenartige Typisierung durch Frau K. erhielten, die zunächst organische Widerstände in der Sprechbildung überwinden zu müssen schien, ehe sie zum fließenden Sprechen gelangte. Das auf Einreden aus langsamerem Sprechen Nachgeschriebene lautet u. a.: „christa micha sein, doyle steine raptas, urt ista mit". Hier leicht kennbar als Mischung aller möglichen Wortbildungen einschließlich deutscher (und hier lateinischer). Das entspricht ganz der seinerzeitigen Beurteilung der „arabischen" Schriftzeichen im Seminar für orientalische Sprachen (Berlin), daß sich wenige der bekanntesten arabischen Schriftzeichen unter ihnen innerhalb sonst ganz unverständlicher Schrift vorfänden (9. 5. 31).

Als Frau M. K. zu mir kam, war sie noch niemals zum „medialen" Zeichnen gelangt. Ich legte ihr bei dem dritten Besuche die Frau Wilhelmine Aßmannschen Zeichnungen vor, in der aber ihr gegenüber nicht ausgesprochenen Absicht, zu sehen, ob Frau K. hieraus etwa Anregungen aufnehmen werde. Bei der bewundernden Anteilnahme, die sie diesen Bildern sofort erwies, war ich nicht weiter erstaunt, bei ihr hiermit das Tor zur eigen schaffenden „medialen Kunst" geöffnet zu finden, als sie wiederkam.

Um den Charakter ihrer Eigenart medialen Schaffens zu verstehen, muß ich nunmehr noch folgendes vorausschicken. Ich habe natürlich von Anbeginn versucht, von der „Stimme", von der „Intelligenz", welche hinter dem Phänomen zu stehen vorgab, „biographische" Daten zu erhalten, zunächst besonders



Abb. 2. Ausschnitt aus einem der späteren Bilder der Frau M. Kuckemüller. Pastellstiftbild, rot im ganzen hervortretenden Motiv, der helle Hintergrund in blau, gelt und grün. Größe 1/5.

auch, um die „arabische" Schrift zu lokalisieren. „Noch älter als Christus", „Großer Prophet", „Kann Namen nicht sagen", usf.; d. h. also das Uebliche an ausweichenden, nichtssagenden Antworten. Danach legte ich den Atlas vor, um das Verhalten auf diese Zumutung an die „Jenseitigen" zu studieren. Es wurde von Frau K. anstandslos auf die Karte getippt, und zwar auf Südspanien und dort auch noch weiter lokalisiert, aber nicht gleichstimmig. Bei späteren Wiederaufnahmen dieses Versuches wurden aber auch gänzlich andere Gegenden bezeichnet. Ich will hier dazu nur hervorheben, daß Frau K. sich bei mir auf diese Weise eingehender mit der Betrachtung von Landkarten beschäftigte. Und schon brachte sie bei ihrem nächsten Kommen Blätter mit, auf denen sie die glatte „arabische" Schrift aufgegeben und — den knittrigen geographischen Kartenlinien entsprechend — zittrige Zeilenführungen erhalten hatte. Soweit sie daneben zunächst noch „arabische" Schrift brachte, war diese völlig verlottert.

Erst nach diesem Schriftwechsel hatte ich die Aßmannbilder vorgelegt. Die sofortige Folge war, daß sich die Linien glätteten und ornamentalen Ausdruck, wie bei den Aßmannbildern, zu nehmen trachteten, auch bald ebenfalls mit Pastell-Buntstiften ausgeführt wurden; und zwar vorerst nur in reinen Linienführungen, deren geschlossene Räume im weiteren Verlaufe meist recht sorglos und unordentlich ausgefüllt wurden. Die letzten Bilder der Frau K. hatten auf diesem Wege wohl eine gewisse Eigenart gewonnen (siehe die Abbildungen), aber keinerlei künstlerischen Wert, obwohl sie wie jene der Frau Aßmann

Trancearbeiten darstellen. Mein weiterer Wunsch ging bei diesen Anregungen übrigens dahin, durch sie die sehr unangenehm empfundenen Trancezustände bei Frau K. auf ein harmloseres Gebiet abzuleiten und nach und nach zu beruhigen und zu beseitigen, was auch gelungen ist.

Ich will auf diese Trancearbeiten nur noch kurz ein Beispiel aus der Phänomenik von Herrn R. E. (Hamburg) beziehen, der während der Arbeit eine kaum merkliche Benommenheit zeigt und sich unbeschadet ihres Fortschrittes völlig wachbewußt unterhält. Seine getuschten Bilder tragen durchweg einen dämonischen Zug (siehe Abbildung). Bei seinem persönlichen Besuch, bei dem er auch ein solches Bild fertigstellte, erklärte er, von Beruf insbesondere karikaturhafte Reklameentwürfe zu fertigen. Die Sujets seiner „medialen Kunst" verstehen sich hiernach auch in ihrer Sonderrichtung, wenn ich hinzufüge, daß er die mir übereigneten etwa 20 Bilder bei seinem Besuche zurücknahm, um sie wie er sagte, jemandem zu zeigen und dann sofort an mich zurückzusenden. Auch auf mehrfache Erinnerungen hin habe ich aber nichts wieder von diesen Bildern gesehen.

Von den theoretischen Folgerungen, die sich aus diesen Sachverhalten ergeben, können hier nur einige wesentliche kurz skizziert werden. Es kann beim Menschen eine Entwicklung, ein Lernen rein im Unbewußten (ich sage ausdrücklich nicht: im Unterbewußten, weil ich von diesem unterschiedlich nur dann spreche, wenn der betreffende psychische Inhalt wenigstens möglicherweise einmal oberbewußt war oder doch aus der individuellen Lebenserfahrung stammen kann) statthaben, ohne überhaupt über die Schwelle zum Oberbewußtsein vorzudringen. Das jeweils Erreichbare hängt von einer vom Individuum unabhängigen „Anlage" ab (die Lebenskreise und Umwelteinflüsse bei den Frauen A. und K. nicht sonderlich verschieden). Dies ist die Weise des Lernens bei Tier und Pflanze, eingeschlossen die Herkunft der nicht artinstinktiven, individuellen Entsprechungen auf Sonderforderungen der Umwelt.

Der Absolutismus und Automatismus dieser im Unbewußten verbleibenden, den Lebensablauf regulierenden, psychischen Vorgänge wird erst beim Menschen vom Bewußtsein aus beeinflußbar. Nicht schon von einer bloßen Bewußtseinswerdung der bis dahin unbewußten Vorgänge her, der primären (vorzeitigen) Erscheinung, welche eben jene Vorgänge nur mehr oder minder zur einfachen Kenntnis bringt. Das ist der Zustand z. B. auch des „medialen Künstlers", der wach- und oberbewußt aufnimmt, was vom Unbewußten her zufließt, ohne aber eigen gestaltend in jene Vorgänge erkennbar einzugreifen. (Z. B. die Herren Eduart Baumert [siehe Jhg. 1933] und R. E.).

Zum Verständnis des eben Gesagten möchte ich noch eine Beobachtung anführen, die ich an meinem Kanarienvogel mache, den ich nunmehr nahezu 6 Jahre besitze. Ich kenne den angelehrten üblichen Gesang dieser Tiere sehr gut, hatte vor Jahren sogar einen auf einer Berliner Fachausstellung mit dem 1. Preise prämiierten Sänger für Vererbungsversuche in bezug auf den Gesang erworben. Der gegenwärtig in meinem Besitze befindliche Vogel ist allein geblieben; er hat sich infolgedessen sehr an den Menschen angeschlossen. Sein ursprünglicher Gesang im Rahmen der Züchtergepflogenheiten war etwa mittelmäßig. Er pflegt in dem Zimmer zu sein, in dem nicht allzu selten auch Radiomusik angestellt wird. Gelegentlich pfeife ich ihm auch vor, worauf er übrigens sofort selbst anstimmt. Nun ist sein angelehrtes Singen immer mehr zurückgegangen, bis es heute nur noch vereinzelt und kurz innerhalb von Lautfolgen er-



Abb. 3. „Mediales" Bild des Herrn R. E. (Hamburg), Buntuschausführung (Original nicht mehr vorliegend [siehe Text], nach früherer Aufnahme). Größe etwa ½.

scheint, welche sich über mehrere Viertelstunden ununterbrochen variierend hinziehen können und nicht selten in ganz prägnanter Art bekannte Takte (bis 9 Noten in einer Folge) menschlicher Musik beihhalten. Und zwar konnten diese Tonfolgen vom Vogel wenigstens nicht immer in Nachahmung aufgenommen sein. So überraschte er als erstes mit den ersten Noten des Liedes: „Morgen Kinder wirds was geben", ein Lied, das er vorher nicht gehört haben konnte. Auch die Rhythmisierung ist manchesmal eine unglaublich treffende, so bei einer Folge von 6 Tönen aus dem „Hohenfriedberger". Ebenso spielt die Sonderheit der Tonart dabei gar keine Rolle, wenn er z. B. die 4 Eingangstöne der „Madonna" angibt (usf.). Die „Erfindungsgabe" an sich erscheint unerschöpflich; der Gesang wiederholt sich im Wesentlichen nur in Reminiscenzen vom Angelernten her. Könnte der Vogel bewußt über diese Eingebungen („Einfälle") verfügen, würde er eine Art Komponist sein oder doch werden können. Da das nicht der Fall ist, bleibt er auf der Stufe des „Mediums". Und wie dieses „lernt" er es mit der Zeit immer mehr, sich in seiner „Kunst" der „Improvisation" zu vervollständigen.

Ich kehre von meiner Abschweifung zurück. Schon bei den letztgenannten Herren ließen sich Ansätze zu einer Auswirkung oberbewußter psychischer Inhalte auf die Vorgänge im Unbewußten verfolgen. Eine solche Auswirkung ist im Falle der Frau M. K. experimentell erwiesen, einerlei daß hierbei die experimentellen Faktoren zunächst z. T. vom Versuchsleiter ausgingen; aber auch nur

zum Teil, denn z. B. die Besichtigung der Aßmannbilder war sofort und direkt zugleich eine Angelegenheit auch des Oberbewußtseins von Frau K.

Hiermit ist die Einflußnahme von Bewußtseinsinhalten auf den Ablauf im Unbewußten eindeutig dargetan. Wobei es zunächst ganz unentschieden bleiben kann, wie weit wirklich einsichtsvolle Auseinandersetzungen oberbewußt vorausgegangen sein müssen.

Der Mensch reiht sich zwar seinem Leibe nach und in bezug auf den determinierten Lebensablauf der Organischen Welt im übrigen vollkommen an. Darüber hinaus aber kann und soll er — aus seiner Verbundenheit mit dem Absoluten heraus — eigenwirkend in den Faktorenablauf der seinem Dasein unterliegenden letztlich ebenfalls psychischen Vorgänge eingreifen, sein Leben selbst gestalten, zu seinem persönlichen Frommen und weiter hinaus zu dem der Allgemeinheit.

Hier ist nirgends Platz für „Jenseitige", für „Geister". Es ist der *eine* Geist, in dem unser Leben umschlossen liegt: auf determiniertem Grunde die Möglichkeit der Eigengestaltung.

Nicht mehr und nicht weniger bedeuten die Folgerungen, welche sich unter manchen anderen aus Beobachtungen wie den vorgebrachten gesichert ergeben.

Vorschauung und das Zeitproblem.

Nach H. F. Saltmarsh, London.

Mit kritischem Schlußteil des Herausgebers.

Die Buchsammlung: „Psychical Experiences", welche der Verlag G. Bell & Sons, London, erscheinen läßt, ist aller Beachtung wert. Im 3. Heft der Z.mp.F. (Umschlagteil S. 3) wies ich schon auf den Eingang hin von Eric Cuddon „Hypnosis its Meaning and Practice"; D. Edith Lyttleton „Some cases of Prediction"; Zoe Richmond „Evidence of Purpose"; H. F. Saltmarsh „Evidence of personal Survival from Cross-Correspondence". Hiernach sind noch eingegangen: H. F. Saltmarsh „Foreknowledge" (120 S.) und W. H. Salter „Ghosts and Apparitions" (138 S.). London 1938.

Ich bin dem Verlage für diese Aufmerksamkeit verpflichtet, welche mir einen Einblick in den Ernst gewährt, mit welchem in dieser Buchsammlung ein Ueberblick über die verschiedenen metapsychischen Teilgebiete angestrebt wird. Leider ist es mir nicht möglich, jedem der Bücher eine eingehendere Besprechung zu widmen. Ich möchte das Urteil beispielsweise durch Eingehen auf das Buch von H. F. Saltmarsh „Vorwissen" begründen. Warum ich gerade dieses Buch wählte, möchte ich sogleich besonders aufzeigen. Weil es nämlich eine eingehende Behandlung der verschiedenen Theorien bringt, welche zur Erklärung von Vorschauungen versucht wurden. Gerade die theoretische Durchdringung der Metapsychik ist von mir immer als eine Vorbedingung für ihre wissenschaftliche Allgemeinannahme angesehen und bezeichnet worden. Und ich halte die Kenntnis der Theorien für so bedeutungsvoll auch aus dem Grunde, weil aus ihr experimentelle Anordnungen für die weiteren Entscheidungen gefolgert werden könnten und sollten.

Im 6. Kapitel (S. 83—102) liefert Saltmarsh, einer der angesehensten englischen Metapsychiker, eine recht gute Darstellung der verschiedenen Theorien. Ich folge dieser Darstellung zunächst im weiteren. Schwierigere Erwägungen lassen sich bei diesen metaphysischen Problemen naturgemäß nicht vermeiden. Bei der gebotenen Kürze der Darstellung wird sich sogar eine

gewisse Unzulänglichkeit einer eingehenderen Wiedergabe gegenüber nicht ausschließen lassen.

I.) J. W. Dunne hat in seinem Buche „An Experiment with Time" die Theorie des „Serialismus" (serialism) mit Beziehung auf Vorschauen aufgestellt. Er geht von der Annahme aus, daß die Zeit eine Ausdehnung (length) habe. Z. B., es sind etwa 872 Jahre her, seitdem Wilhelm der Eroberer landete; es sind 4 Stunden seit dem Frühstück vergangen; in abermals 12 Stunden wird es Mitternacht sein; usf. Von diesem Standpunkte aus läuft die Chronologie der Ereignisse in einer einzelnen Dimension ab, gewissermaßen in einer Linie.

Dies ist aber nicht alles, sagt Dunne; die Zeit fließt auch, wir erleben die Ereignisse als Aufeinanderfolge. Es ist so, als ob der Beobachter über die Zeitenlänge wandere und so zu einem Ereignisse nach dem anderen gelange. Wenn die Zeit aber fließt, muß dies in bestimmter Art und Weise geschehen. Wenn wir diesen Betrag für einen Fluß oder eine andere Bewegung angeben wollen, benötigen wir zwei Faktoren: die Länge des Weges und die für die Bewegung erforderte Zeit. Z. B. ist die Zahl für mein Gehen 4 Meilen je Stunde oder 15 Minuten je Meile. Wenn daher die Zeit über die „Ausdehnung der Zeit" fließt, muß es eine zweite Art von Zeit geben, durch welche die „Zahl" (Geschwindigkeit) des Fließens bestimmt werden kann. Das nennt Dunne die Zeit 2. Bei dieser Feststellung ist aber nicht anzuhalten: die Zeit 2 fließt ebenfalls mit einem bestimmten Maße, was natürlich wiederum eine Zeit 3 voraussetzt; usf. ins Unendliche.

Dunne legt ferner dar, daß diese unendliche Reihe von Zeiten eine unendliche Reihe von Beobachtern einbegreifen würde. Auf die vielen weiteren Schlüsse und Anwendungen selbst, auf Probleme der modernen Physik, kann nicht eingegangen werden, sondern nur auf die Beziehung dieser Hypothese des sog. „Serialismus" zum Vorwissen. Die Welt des Beobachters 1 hat drei Dimensionen: Länge, Breite und Tiefe, und eine der Zeit, nämlich die Zeit 1. In der Welt des Beobachters 2 wird die Zeit 1 in eine Raumdimension überführt, so daß er vier Raumdimensionen und eine der Zeit, nämlich die Zeit 2 hat; ähnlich der Beobachter 3. Die Zahl der Raumdimensionen wächst mit jedem Beobachter, während die Zeitdimension einzeln bleibt.

Nun ist aber das, was im Raum enthalten ist, allzeit räumlich und ohne Aufeinanderfolge; die Meilensteine am Wege springen nicht ins Dasein hinein, während man wandert. Man kann vom einen zum andern gehen, so oft man will und in jeder Richtung. Wie gesagt, geht die Zeit 1 des Beobachters 1, welche die ihm begegnende Ereignisreihe in Aufeinanderfolge darbot, für den Beobachter 2 in eine Raumdimension über, und die Ereignisse haben daher keine Aufeinanderfolge mehr. Im allgemeinen ist der Brennpunkt der Aufmerksamkeit des Beobachters 2 auf denselben Punkt gerichtet wie die des Beobachters 1, so daß ersterer, obwohl sich ihm alles in der Zeit-1-Dimension zeigen *könnte*, da er alles als zugleichdaseiend und nicht als aufeinanderfolgend beobachtet, tatsächlich nur jenen Teil, der sich im Brennpunkt der Aufmerksamkeit des Beobachters 1 befindet, sieht; d. h. im allgemeinen wird des Beobachters 1 gegenwärtiger „Moment" vorgestellt.

Unter gewissen Umständen jedoch, so während des Schlafes, ist des Beobachters 1 Aufmerksamkeit abgelenkt, so daß die Aufmerksamkeit des Beobachters 2 frei ist, nach Belieben über das ganze Raumfeld zu schweifen, näm-

lich über die drei eigentlichen Raumdimensionen und die Zeitdimension 1, die für ihn räumlich geworden ist. Er kann daher nicht in seiner eigenen Zeitdimension umherwandern, der Zeit 2; denn diese hat eine Aufeinanderfolge für den Beobachter 1. Er kann aber seine Aufmerksamkeit jeder Stelle der Zeit 1 zuwenden, und er erlangt so Kenntnis von dem, was der Beobachter 1 als zukünftig bezeichnen würde. Würde er nun diese Kenntnis dem Beobachter 1 mitteilen, würde letzterer von einer Vorschau sprechen. Beobachter 1, Beobachter 2 und übrige sind keine verschiedenen Personen, sondern dieselbe: sie könnten als verschiedene „Ebenen" (levels) desselben Geistes (mind) angesehen werden. Der wahre Mensch ist der Beobachter im Unendlichen.

Saltmarsh sucht das an einem Beispiel klarer zu machen: Die Zeitdimension kann als ein auf seiner Haspel aufgerollter Kinofilm betrachtet werden. Wenn er durch den Vorführungsapparat läuft, werden die Einzelbilder in Aufeinanderfolge dargeboten. Es ist jener Teil, der bereits gezeigt wurde, vergangen, gegenwärtig der gerade auf dem Schirm befindliche Teil, zukünftig das, was noch nicht vorgeführt wurde. Nun überführt der Beobachter 2 die Zeit des Beobachters 1 in eine Raumdimension; d. h. er rollt den Film von der Haspel ab und streckt ihn in gerader Linie auf einem Tische aus. Wenn der Beobachter 1 die Aufmerksamkeit des Beobachters 2 auf dieselbe Stelle wie seine eigene richten kann, d. h. auf das Bild, das gerade auf dem Schirm gezeigt wird, auf den gegenwärtigen Augenblick, ist alles in Ordnung und gut. Wenn aber der Beobachter 1 seine Wachsamkeit vermindert, indem er schlafen geht, kann der Beobachter 2 jeden beliebigen Teil des Filmbandes begucken und so einen Blick erhaschen von dem, was der Beobachter 1 als zukünftig benennen würde.

In seiner eigenen Kritik dieser Theorie meint Saltmarsh, daß er sich nicht befriedigt fühle von allen diesen Beobachtern, von denen jeder seine eigene Zeit habe; nicht von diesen unendlichen Reihen. Diese könnten andernorts am Platze sein, z. B. in der Mathematik, wenn jede folgende Größe um einen bestimmten Wert kleiner sei; diese seien aber in wenigstens einer Beziehung endlich; das sei aber bei den Dunne'schen Reihen nicht der Fall, die folgenden Werte würden nicht kleiner. Wenn die Dunne'sche Analyse zwingend wäre, müßten naturgemäß seine unendlichen Reihen akzeptiert werden, was jedoch nicht zutrifft. Saltmarsh nimmt die Analyse Dunne's nicht an. Er möchte sie sogar als erweislich unzutreffend erklären. Er urteilt, daß der Ausgangspunkt für jede solche Theorie die Veränderung (change) und nicht die Zeit sein müsse. Wechsel irgendwelcher Art sei das Fundamentalphänomen, von woher die Idee der Zeit rühre. Eine veränderungslose Welt würde auch eine zeitlose Welt sein. Dunne begänne mit solch einer veränderungslosen Welt; seine Zeit als Länge enthalte keinen Wechsel; das Ereignis A sei soundso viele Zeiteinheiten vor dem Ereignis B, das wiederum soundso viele Zeiteinheiten vor C sei. Das sei gerade so statisch und wechsellos wie die Markierung eines Maßstabes, es sei das keine wirkliche (real) Zeit. Er führt eine reale Zeit in seiner Annahme eines Beobachters ein, der die Ereignisse in Aufeinanderfolge betrachtet. Hier erhält man Veränderungen in den Vorstellungsinhalten der Beobachter, welche aufeinander folgen. Als Ergebnis der Tatsache, daß er etwas Statisches und Nichtzeitliches als reale Zeit annimmt, erhalte Dunne alle seine Schwierigkeiten bezüglich des Fortganges der Zeit. Man könne von einem Geschwindigkeitswerte sprechen, wenn einer der

Faktoren nichtzeitlich sei, z. B. soundso viele Fuß je Sekunde, oder vom Wechsel von optimistischer Selbstgenügsamkeit zu pessimistischer Depression im Verlaufe eines Tages; aber von einer Geschwindigkeit von soundso vielen Stunden je Stunde zu sprechen erscheine absurd.

Folgendes sei, sagt Saltmarsh, demgegenüber die richtige Anschauungsweise: Die Zeit fließt nicht; die Ereignisse oder Wechsel treten in Aufeinanderfolge auf, und dies ist es, was die Zeit ausmacht. Man kann den Wert, mit welchem ein bestimmter Wechsel auftritt, durch Vergleich mit einem anderen bestimmten Wechsel messen, aber den Wechsel im allgemeinen messen zu wollen, ist unsinnig; denn es gibt nichts für den Vergleich. Saltmarsh möchte die Dunne'sche Theorie wegen drei allgemeiner und leicht verständlicher Einwendungen ablehnen. Erstens seien unendliche Reihen von Beobachtern, selbst wenn diese Beobachter nur verschiedene „Ebenen" des Bewußtseins einer einzigen Person seien, und unendliche Reihen an Zeiten, unannehmbar. Zweitens, eine Zeitdimension kann nicht in eine Raumdimension übergeführt werden, Zeit und Raum seien ihrem Wesen nach gänzlich verschieden. Drittens sei das Fundament seiner Analysis unzutreffend. Die Zeit fließe nicht über ein statisches Geschehen (history) mit einem bestimmten Werte. Jenes sei vielmehr das, was bei der fortschreitenden Welle der Veränderung zurückbleibe. Alle Geschwindigkeitswerte seien relativ, und die Zeit oder der Wechsel sei ein wesentlicher Faktor in ihnen allen.

II.) Eine andere mögliche Hypothese wurde auf der Versammlung der „Aristotelian Society and Mind Association" in Bristol i. Je. 1937 vorgebracht und diskutiert. Die Sprecher waren die Professoren C. D. Broad und H. H. Price: der Gegenstand war „The Philosophical Implications of Precognition". Die Tatsache, daß dieser Gegenstand der Auswirkungen des Phänomens der Vorschau auf die Philosophie ernsthaft auf einer derartigen Versammlung behandelt wurde, verdient Beachtung. Die genannte Gesellschaft hält ihre Versammlungen ab, um Themata gegenwärtigen Interesses in der Philosophie vorzubringen; sie hat die volle Beachtung führender Autoritäten auf philosophischem Gebiete. Zwar bekannte sich weder Broad noch Price ausdrücklich zur Realität der Vorschau; die Tatsache aber, daß sie Zeit und Nachdenken auf das Problem wendeten, erweist zur Genüge, daß das zu dem Phänomen vorliegende Material sie stark beeindruckt haben muß. Zwei Männer in so überragender Stellung in der Welt der Philosophie würden nicht eine bloße Trivialität derart diskutiert haben, noch würden die anwesenden Philosophen die Ausführungen widerspruchslos aufgenommen haben. Die Berufung auf Autoritäten sei dort zulässig, wo es sich um Widersprüche gegen die vorgefaßte Allgemeinmeinung handle. Saltmarsh verweist auf die drei von der genannten Gesellschaft über den Gegenstand veröffentlichten Abhandlungen für den, der das Problem vom metaphysischen oder philosophischen Standpunkt aus eingehender studieren wolle. Er läßt eine kurze Darstellung der Hypothese folgen. Die zu überwindende Schwierigkeit ist das Problem, wie die Kennntnis oder das Wissen dem Wissenden zukommen kann, wenn es sich um etwas handelt, das sich noch nicht zugetragen hat. Broad legte dar, daß das wahre Analogon zum Vorwissen nicht die Wahrnehmung sei, sondern vielmehr das Gedächtnis. Bei einem Vorwissen liegt eine gegenwärtige geistige Vorstellung vor, die wahrgenommen (percieve; — Saltmarsh empfiehlt in einer Anmerkung dafür „prehend" („erfassen") werde genau wie

beim normalen Gedächtnis; aber während sich beim letzteren Phänomen die Vorstellung auf ein Ereignis beziehe oder von ihm herleite, das in der Vergangenheit liege, d. h. von einem Ereignis, das tatsächlich existierte, erfolgt im ersteren Falle die Beziehung auf die Zukunft, die noch nicht existiere.

Wir können uns Mittel denken, durch welche die Erinnerungsvorstellung vom ursprünglichen Ereignis hergeleitet werden möchte; denn wir wissen daß jedes Ereignis Reihen von Ursachen und Wirkungen in Bewegung zu setzen vermag, die für eine unendliche Zeitspanne überdauern können; z. B. ist eine allgemein angenommene Theorie des normalen Gedächtnisses auf die Annahme begründet, daß die erfahrene Wahrnehmung eines Ereignisses eine bleibende Spur in den Hirnzellen zurücklasse, und daß, wenn diese Zellen später erregt werden, ein mehr oder minder genaues Ebenbild des Originales empfangen wird. Die Schwierigkeit bei einer Erklärung des Vorwissens beruht darauf, daß der normale Verlauf von Ursache und Wirkung umgekehrt werden müsse, d. h. die Hirnspuren müßten vorhanden sein, bevor das Ereignis ihrer Beziehung statthatte. Solch eine Umkehr von der normalen Ordnung erscheint völlig undenkbar; dennoch, wenn man nicht den Augenschein ablehnen will, treten vorschauende Vorstellungen gelegentlich auf. Eine mögliche Methode, dieser Schwierigeit zu begegnen, ist nach Broad die Annahme einer zweidimensionalen Zeit.

Saltmarsh übergeht die gegebene, höchst metaphysische Beweisführung, sondern erläutert durch eine Analogie einen Weg, auf welchem eine zweidimensionale Zeit die Vorschau logisch und ursächlich verständlich machen würde. Wenn man die Lage eines Ereignisses in einer eindimensionalen Zeit bestimmen will, braucht man einen Beziehungspunkt, etwa heute Mittag, eine Entfernung, etwa 4 Stunden, und eine Richtung, etwa Vor- oder Nachmittag. Wenn die Zeit zweidimensional wäre, würden wir auch mit einem Beziehungspunkt auskommen; wir würden aber zwei Entfernungen und zwei Richtungen bedürfen, gerade wie bei der Bestimmung eines Ortes auf einer Karte, für die wie soundso viele Grad nördlicher oder südlicher Breite und soundso viele Längengrade ost- oder westwärts bedürfen. Aehnlich bei der Annahme einer zweidimensionalen Zeit. Bei einer Dimension müßten wir an ein Ereignis als eine Linie denken, es hätte Länge, aber keine Breite; bei zwei Dimensionen könnten wir es als eine Fläche darstellen, mit Länge und Breite.

Um zu verstehen, wie eine zweidimensionale Zeit ein Vorwissen erklären könnte, wollen wir der Einfachheit halber annehmen, daß die gewöhnliche Zeit wie eine Straße von Süden nach Norden verlaufe. Bei dem Punkte O, an dem wir uns jetzt, in diesem Augenblick, befinden, ist alles südlich Liegende vergangen, alles nördliche Zukünftiges. Wir erinnern das südlich Gelegene, da wir es bereits durchschritten haben, aber das nördlich gelegene Gebiet ist unbekannt. Nehmen wir an, wir stehen mit dem Gesicht südwärts, so daß wir das, was nordwärts hinter uns liegt, nicht sehen können. Jetzt fügen wir eine zweite Dimension hinzu, d. i. Osten und Westen, und nehmen an, daß das, was östlich liegt, zukünftig, das, was westlich liegt, in dieser Dimension vergangen sei. Ein Ereignis bildet jetzt eine Fläche und nicht mehr eine Linie. Jeder Flächenteil, der in dem Sektor zwischen Norden und Osten liegt, wird dann absolute Zukunft sein, d. i. Zukunft in beiden Dimensionen; ein Flächenteil im Sektor zwischen Süd auf West wird absolut vergangen sein; aber in den Sektoren von Süden auf Osten und von Norden auf

Westen wird ein Flächenteil in einer Dimension vergangen und in der anderen zukünftig sein. In unserem normalen Bewußtsein kennen wir jedoch nur von einer Dimension, nämlich von Süden und Norden, so daß das Wissen um irgendeinen Flächenteil uns als Erinnerung erscheinen muß. Würden wir aber ein unterbewußtes (sublimal) Wissen vom westlichen Anteil eines Flächenstückes, das im Nordwesten läge, gewinnen, würde das unserem normalen Bewußtsein als ein Vorwissen erscheinen, weil die nördliche Dimension in ihm unsere normale Zukunft wäre.

Saltmarsh sucht das noch an einem eigenen Beispiel zu erläutern. Man nehme eine Reihe von Ursachen und Wirkungen an, z. B. eine Anzahl von Billardbällen auf einem Tische, die von einem Spieler durch Anstoßen eines derselben mit einem Queue in Bewegung gesetzt sind. Der angespielte Ball trifft auf einen anderen und teilt ihm eine Bewegung mit, dieser zweite kollidiert mit einem dritten, usf., bis alle Bälle in Bewegung gesetzt sind. Hier liegt eine Reihe von Ursachen und Wirkungen vor, die von der einzelnen Ausgangsursache herrühren. Aber der Anstoß des ersten Balles seitens des Spielers ist nicht die Gesamtheit der ersten Ursache; sondern um diese Wirkung zu erzielen, waren eine ganze Folge von statischen Bedingungen zu erfüllen, Gravitation, Trägheit, Form-Oberfläche-Elastizität der Bälle, der Zustand des Tisches usw. Würde eine dieser statischen Bedingungen geändert, würde auch die Ereignisreihe, d. h. die Bewegung der Bälle geändert werden. Die statischen Bedingungen sind gleichzeitige, nicht aufeinanderfolgende: sie stellen keine Ereignisreihe in der Zeit dar.

Man nehme nun an, die Zeit habe zwei Dimensionen und betrachte die Ereignisreihen als längs einer von ihnen liegend, d. h. längs der vor uns liegenden Dimension, während die statischen Bedingungen oder einige von ihnen längs der zweiten Dimension, d. i. zur rechten und linken Hand liegen. Man stelle sich nun vor, daß man eine Rechtsum-Wendung in der Zeit mache, dann würde das, was uns ursprünglich als Ereignisreihen erschienen, in die Lage und den Anschein einer Folge von statischen Bedingungen geraten, während die ursprünglichen statischen Bedingungen oder einige von ihnen uns als Ereignisreihen dargeboten werden könnten. Vor der Rechtswendung würde mein Wissen um die Bewegung eines der Bälle, bevor er von einem der anderen getroffen war, eine Vorschau gewesen sein. Aber nach der Wendung würde ein solches Wissen nicht vorschauend sein, da das, was eine Reihe von Ursachen und Wirkungen gewesen war, nunmehr zu einer Zahl von statischen Bedingungen geworden wäre und so durchaus gleichzeitig.

Ob die Annahme einer zweidimensionalen Zeit anderes als reiner Unsinn ist, ist, wie Saltmarsh hierzu selbst bemerkt, eine Angelegenheit, über die sich schwer eine Meinung fassen läßt. Sie ist nicht logisch unmöglich. Es liegt keine Notwendigkeit an sich vor, eine nur eindimensionale Zeit anzunehmen, wenn es auch absurd erscheinen mag, von Seitenwegen in der Zeit zu sprechen. Aber, wie auch die Professoren Broad und Price erklärten, ist das Phänomen der Vorschau so einzigartig und merkwürdig, es steht so außerhalb aller unserer normalen Erfahrung, daß wir nicht überrascht sein dürfen, wenn jede Hypothese zu seiner Deutung bizarr und phantastisch ist.

III.) Die dritte Hypothese hat Saltmarsh selbst in „Report on cases of apparent Precognition" (Proceedings S. P. R. London, Vol. XLII, Febr. 1934) gegeben. Er selbst möchte sie mehr als eine Anregung, denn als eine Lösung angesehen wissen.

Es ist ein allgemein angenommener Grundsatz, daß der gegenwärtige Augenblick unserer Erfahrung eine gewisse Länge der Dauer einnimmt; er ist kein Punkt, der nur eine Lage, aber eine Ausdehnung habe. Eine kurze Ueberlegung wird das vollkommen klar machen. Es kann zunächst kein Zweifel sein, daß die Dauer Inhalt unserer Erfahrung ist, wir sehen die Dinge sich tatsächlich bewegen, und eine Bewegung muß eine gewisse Dauer beanspruchen, eine wie kurze auch immer. Bei einem Zeitaugenblick ohne Länge würde eine Bewegung unmöglich sein, sie würde sofort gestoppt werden. Keine Anzahl von Punkt-Augenblicken addiert könnte eine Dauer ergeben. Tatsächlich sind Punkte, Linien usf. reine Abstraktionen der Wirklichkeit und ohne reales Dasein: sie sind ursprünglich für die Bedürfnisse der Mathematik aufgebracht worden. Hier aber haben wir mit der Realität zu tun, wie sie uns durch die Erfahrung gegeben ist; es läßt sich deshalb sagen, daß der gegenwärtige Augenblick, soweit wir irgendwelche Kenntnis besitzen oder von dessen Existenz wir irgendwelchen Grund zur Annahme haben, ein solcher mit bestimmter Länge ist. Dieser gegenwärtige Augenblick wird allgemein als die scheinbare Gegenwart (specious present) bezeichnet.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß eine Wissensbeziehung gebildet werden kann zwischen einer Psyche und einem ihr gegenwärtigen Ereignis, oder, wie gewöhnlich gesagt, man kann um das wissen, was jetzt vor sich geht. Ein gegenwärtiges Ereignis ist ein solches, welches mit meiner scheinbaren Gegenwart anteilig ist. Da nun aber meine scheinbare Gegenwart eine bestimmte Länge hat, kann es sein, daß mehr als ein Ereignis mit ihr gleichzeitig ist, und daß diese Ereignisse untereinander nicht gleichzeitig, sondern aufeinanderfolgende sind. Die mittlere Länge der scheinbaren Gegenwart des normalen Individuums ist nicht mit irgendwelchem Grad von Sicherheit feststellbar gewesen; es sind verschiedene Schätzungen gemacht, deren keine als verläßlich betrachtet werden kann.

Um den Anschein zu vermeiden, als würde eine dieser Schätzungen zugrundegelegt, nehme man an, daß die normale scheinbare Gegenwart 3 Einheiten Dauer habe, wobei die Länge der Einheiten völlig unbestimmt bleibe. Meine scheinbare Gegenwart verläuft also von T 1 bis T 3. Alle Ereignisse, welche gleichzeitig mit einer dieser 3 T auftreten, sind für mich gleichzeitig. Nun möge eine Reihe von aufeinanderfolgenden Ereignissen E 1, E 2, E 3 vorhanden sein, so daß E 1 gleichzeitig mit T 1, E 2 mit T 2, E 3 mit T 3 ist. Da sie alle innerhalb der Spanne meiner scheinbaren Gegenwart liegen, werden sie mir alle als gegenwärtig erscheinen, trotz der Tatsache, daß E 1 vor E 2 und E 2 vor E 3 eintritt. Wenn aber E 1 E 2 vorhergeht, sind E 2 und E 3 von E 1 gesehen zukünftig; von E 3 gesehen liegen E 1 und E 2 in der Vergangenheit.

Nun nehme man einen zweiten Beobachter an, und daß seine scheinbare Gegenwart etwas länger als die des anderen sei, daß sie 5 Einheiten dauere, nämlich T 0, T 1, T 2, T 3, T 4. Die 3 Ereignisse E 1, E 2, E 3 sind für ihn gegenwärtig, aber ebenfalls ein Ereignis E 0, das mit T 0 gleichzeitig ist, und ein Ereignis T 4, das gleichzeitig mit T 4 ist. Für den ersteren Beobachter liegt E 0 in der absoluten Vergangenheit, weil seine scheinbare Gegenwart T 0 nicht mehr überdeckt, mit der E 0 gleichzeitig ist, während E 4 in der absoluten Zukunft liegt, weil seine scheinbare Wirklicheit nicht so weit reicht. Demnach kann das, was für den einen Beobachter gegenwärtig ist,, für den anderen ent-

weder vergangen oder zukünftig sein, sofern Unterschiede in den Längen ihrer scheinbaren Gegenwart vorhanden sind.

Nimmt man jetzt an, daß an Stelle des zweiten Beobachters eine Schicht der eigenen subliminalen (unterbewußten) Psyche gegeben sei. Wenn dann die scheinbare Gegenwart der subliminalen Psyche länger wäre als das normale Bewußtsein, können Ereignisse, die für die erstere gegenwärtig sind, für das letztere zukünftig sein. Es ist einiger Grund für die Annahme vorhanden, daß die Länge der normalen scheinbaren Gegenwart unter gewissen Umständen variiert, so bei Konzentration der Aufmerksamkeit, Ermüdung, Hypnose und unter dem Einfluß von Arzneien (z. B. cannabis indica); es läßt sich also a priori kein Einwand gegen die Behauptung vorbringen, daß die Länge der subliminalen scheinbaren Gegenwart größer als die des normalen Bewußtseins ist. Wir wissen, daß subliminales Wissen gelegentlich auf das normale Bewußtsein übertragen werden kann, so daß bei der Annahme, daß die scheinbare Gegenwart des ersteren noch T 4 erfasse und die Kenntnis von E 4, das gleichzeitig auftritt, erlange, diese Kenntnis auf das Bewußtsein übertragen werde und für dieses einen Fall von Vorschau darstelle.

Saltmarsh gibt zur weiteren Erläuterung noch ein fiktives Beispiel. Angenommen die normale scheinbare Gegenwart reiche von Mittag bis 1 Sekunde nach Mittag, die subliminale scheinbare Gegenwart reiche bis 1 (13) Uhr. Für letzteres sind alle Ereignisse bis 1 Uhr gegenwärtige und ihm daher bekannt. Man nehme an, daß ein solches Ereignis um 12.45 Uhr eintrete, und daß seine Kenntnis subliminal gewonnen sei. Wird dieses Ereignis dem Bewußtsein mitgeteilt, dessen scheinbare Gegenwart nur bis 1 Sekunde nach Mittag reicht, würde es diesem als Vorschau erscheinen. Um alle bekannten Vorschaufälle heranziehen zu können, würde man annehmen müssen, daß eine Ebene der subliminalen Psyche über eine Periode von vielen Jahren reicht. Das mag sehr merkwürdig und weit hergesucht erscheinen, wenn es auch keine Grundlehre gibt, welche die Ausdehnung festzusetzen vermöchte, welche der scheinbaren Gegenwart zukommen könne, einmal die Möglichkeit einer Veränderlicheit zugegeben. Diese Saltmarsh'sche Hypothese erklärt also das Vorwissen eigentlich, indem sie es leugnet; d. h. sie nimmt an, daß das, was als ein Fall von übernormalem, nicht-schlußfähigem Vorwissen erscheine, nur ein Fragment des Wissens aus der Gegenwart der subliminalen Psyche sei, oder einer „Ebene" desselben, das in die Bewußtseinsschicht emporgedrungen sei.

Saltmarsh läßt noch ein anderes Bild, eine „Parabel", zur Verdeutlichung seiner Hypothese folgen. Angenommen man schaue auf eine Reihe von gedruckten Worten durch einen engen Spalt, der über sie hinweggeht. Die Weite des Spaltes erlaubt nur, drei Buchstaben zur selben Zeit zu sehen. Wenn sich der Spalt über die Reihe bewegt, vermag man das Gedruckte zu lesen, man kann aber nichts sehen, was dem Spalt vorausliegt. Das entspricht der normalen scheinbaren Gegenwart. Angenommen nunmehr, daß meine subliminale Psyche auch die Worte liest, daß sein Spalt aber weiter ist und einen Raum von mehr Buchstaben, sowohl vor- wie rückwärts, freigibt Dann würde, wenn sie subliminal ein Wort, das vor der Lage des normalen Spaltes liegt, liest und dieses Wissen dem Bewußtsein überträgt, dies ihm als ein Vorwissen erscheinen.

Diese Hypothese könnte, wie Saltmarsh selbst sagt, zunächst als eine recht seltsame Auffassung der Zeit erscheinen, oder vielmehr von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wenn aber der gegenwärtige Augenblick wirklich,

wie heute allgemein angenommen, eine bestimmte Länge hat, wird diese Auffassung von der tatsächlichen Erfahrung gefordert. Ueberdies ist es die einzige Art des Gegenwarts-Augenblickes, von der wir irgendwelche Kenntnis haben; die mathematische Zeit, die aus Punkt-Augenblicken ohne Länge besteht, ist eine Abstraktion ohne reale Existenz. Saltmarsh hält daher seine Auffassung für annehmbar, solange wenigstens nicht weitere Erkenntnisse der Annahme widersprechen, daß die Natur der Zeit derart ist, daß der gegenwärtige Augenblick eine Dauer besitzt. Die weiteren Voraussetzungen seiner Hypothese, d. i. die Veränderlichkeit in der Länge der Dauer sowie die Uebertragung vom subliminalen Wissen auf das normale Bewußtsein, seien verhältnismäßig klein und hätten überdies einigen Rückhalt an der Erfahrung.

Wollte jemand versuchen, an ein zeitloses Bewußtsein zu denken, das einem persönlichen Gott zugeschrieben werden müßte, so läßt sich das nur in Ausdrücken eines ewigen Seins tun, d. h. einer scheinbaren Gegenwart von unendlicher Länge. Saltmarsh wiederholt schließlich, daß er seine Hypothese mehr als eine Ausschau, denn eine Erklärung betrachte.

IV. Für die vierte zu nennende Hypothese bezeichnet Saltmarsh Du Prel als Autor; sie könne als die sondersinnliche Hypothese bezeichnet werden. Angenommen, ein Mensch sei blind geboren und habe keine Kenntnis von der Möglichkeit und Natur des Sehens. Dieser Mensch stehe auf dem Perron einer Bahnstation; er kann das Geräusch eines nahenden Zuges hören. Er leitet von zurückliegender Erfahrung ab, daß dieses Geräusch bedeutet, in kurzem werde ein Zug die Station passieren. Das ist gewöhnlich eine logische Kenntnis der Zukunft. Er hat einen Begleiter, der sowohl sehen wie hören kann. Lange bevor das Geräusch des nahenden Zuges hörbar wird, kann er ihn in der Ferne auf die Station zukommen sehen. Wenn er dann dem Blinden erzählt, ein Zug nahe, wird das dem letzteren als eine nichtfolgerbare Vorschau erscheinen. Die Annahme ist also, daß es eine subliminale Schicht mit einem Sondersinn gebe, fähig, sinnliche Kenntnis von Ereignissen zu erlangen, welche außerhalb des Bereiches des normalen Bewußtseins fallen.

Saltmarsh meint hierzu, daß ihm diese Hypothese nicht sehr viel Verständnis der Vorschau voranzuführen scheine, da sie einzig sage, daß die subliminale Psyche eine unbekannte Fähigkeit der Vorschau besitze. Es erkläre ein Mysterium durch die Forderung eines anderen. Wenn es in Wirklichkeit einen solchen Sondersinn gebe, so stehe man doch der Schwierigkeit gegenüber, die Zeitbedingungen auszusprechen, unter welchen er operiere.

In seiner Schlußkritik sagt Saltmarsh selbst, daß ihn keine der vier Hypothesen so recht befriedige. Er neige daher dazu, die Stellung des Nichtwissens in bezug auf die Erklärung des Phänomens der Vorschau anzunehmen. Er wolle aber nicht dogmatisch behaupten, daß eine angemessene Theorie nicht gefunden werden könnte. Was sich mit einiger Verläßlichkeit sagen lasse, sei, daß unsere gewöhnliche Idee von der Natur der Zeit vollkommen unzutreffend sei, und daß das sonderbare und bizarre Phänomen der Vorschau uns vorbereitet machen müsse, grundsätzliche und möglicherweise phantastisch scheinende Umgestaltungen vorzunehmen. Die kürzlichen Fortschritte in der Physik haben deutlich gezeigt, daß die Natur der Zeit komplexer ist als vordem angenommen, und daß die absolute physikalische Gegenwart und die absolute physikalische Gleichzeitigkeit Illusionen sind. Er vermöge jedoch nicht zu erkennen, daß irgend etwas von den Schlüssen der mathematischen Physik und der Relativitätstheorie von uns fordere, Vorschauung zu verstehen.

Einen Punkt berührt Saltmarsh noch. Sollte sich dartun lassen, daß Vorschau metaphysisch unmöglich sei, dann sollte uns keine noch so zwingend erscheinende Phänomenik dahin führen, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Diesen Standpunkt könne er nicht einnehmen; er setze voraus, daß die Metaphysik eine Höhe absoluter Gewißheit erlangt habe, eine Behauptung, welche selbst die enthusiastischsten Metaphysiker nicht beanspruchen würden. Kein menschliches Wissen könne absolut gewiß sein. Letzten Endes blieben alle logischen Erwägungen auf einer Annahme gestützt: wir könnten in allen Beweisführungen zurückgehen, bis wir auf eine oder mehrere axiomatische Grundsätze gelangen, Grundsätze, welche ihre Gültigkeit aus sich selbst herleiten. Daß eine Annahme sich aus sich selbst erweise, ist eine geistige Erfahrung, aus der Erfahrung aber könnten wir keine Gewißheit ableiten. Es gebe viele Beispiele von Annahmen, welche der eine Philosoph für selbstbewiesen halte, die die anderen aber bezweifeln. Man könnte zwischen ihnen nicht entscheiden. Bis daher die Metaphysik ihre eigene Unfehlbarkeit unter Beweis zu stellen vermöge und eine Art göttlichen Rechtes erlange zu sagen, was möglich und was nicht möglich sei, lasse sich ein solcher Einwand gegen die Annahme der Vorschau vernachlässigen. Es wäre absurd, die Existenz von etwas Unmöglichem zu behaupten; es ist eitel, die Existenz von etwas Wirklichem zu leugnen.

Diesem VI. Kapitel schließt Saltmarsh eine Darstellung der Folgerungen an, die sich aus der im Hinblick auf die nach Hunderten und Tausenden zählenden Fälle von Vorschau ergeben. Leider gestattet der Raum nicht, auch dieses Kapitel zu referieren. (Schlußteil folgt.)

Mystik und Okkultismus im deutschen Schrifttum.

Nachträge.

Ausgang und Ursachen des Materialismus.

Von Prof. Johannes Kasnacich-Graz. (Schlußteil.)

Mensch und Leben. Die realistische Auffassung.

Warum werden wir geboren,
wir vom Götterstamm, wie Tiere?
Müßte nicht der Geist ein andres
Kleid als Blut und Schmutz verlangen?
Gottes Abbild — Zähne wechseln . . .
So beginnt die lange Wandrung
über Dornen, Disteln, Steine;
gehst du je gebahnten Weg,
nennt man ihn sogleich verboten;
pflückst du eine Blume, gleich
macht ein andrer auf sie Anspruch;
sperrt ein Acker deinen Weg,
und du trittst hinübergehend,
weil du mußt auf fremde Saaten,
treten andre auf dein Feld,
um den Unterschied zu mindern!
Jede Freude, die du kostest,
allen andren schafft sie Leid!
So geht's weiter bis zum Tod,
ach, er gibt den andern Brot!

A. Strindberg (Traumspiel)

Entbehren sollst du, sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt.
Den unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.

Goethe (Faust)

Die Hälfte deines Lebens ist Erwerben;
Verlust, Enttäuschung, Trübsal, Schlag auf Schlag,
Verzichten und Entsagen Tag für Tag
Erfüllt den andern Teil; der Rest heißt Sterben!

Frd. Halm

Ein Schatten bloß ist unser Leben . . .
Ein Märchen erzählt von einem Irren;
Klingt groß, bedeutet nichts.

Shakespeare (Macbeth)

Fahr zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.

J. Kerner

Jedweder trägt in sich den Tod,
Wenn's draußen noch so gleißt und lacht,
Heut wandelst du im Morgenrot
Und morgen in der Schatten Nacht.
Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

J. Kerner

Der Seligste von allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Wes Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt.

Lenau (Faust)

„Der Mensch ist vergänglich, wie das Blatt eines Baumes, ja noch mehr als dies; denn dasselbe kann nur der Herbst abschütteln, den Menschen jeder Augenblick." (Stifter).

Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber,
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

Immermann

„Dieser Erde König ist der Schein." (O. Ludwig).

„Sieh umher! wo lebst du?" Im Tale des Elends, wo eine Stunde die andere tilgt, ein Augenblick den anderen zerstört; ein Sklave der Zeit, ein Kind der Veränderung.

Freuden und Leiden wechseln mit Stunden; vergebens schmachtet deine Seele nach dauerhaften Freuden; vergebens atmet deine Brust nach dauerhaftem Genusse. Begierden erregen Begierden, und sättigen dich nicht; die

Nacht siegt über den Tag, und ein Augenblick zerstört jahrelange Arbeiten. Entfernung, Tod und Trennung reißen dir, was du liebst, aus deinen Armen. Das Alter, Krankheit und Gram rauben dir die Freude deiner Tage; der Tod bleicht die Wangen deiner Geliebten, und am Abende verwelken die Rosen, die dir der Morgen geschenkt hat. In diesem Wohnorte bist du angeschmiedet in Fesseln des Fleisches; eingekerkert in zerbrechliche Knochen, worin deine Seele nach Freiheit seufzt, gleich einer im Kerker Gefangenen. Die Sonne spiegelt sich in den Tränen des Elends, wenn sie aufgeht, und der Mond bescheint das schlaflose Auge des in Kummer Versenkten. Der Hain hört seine Seufzer, sein Winseln der Bach, der durch die Fluren fließt. Wo du hinsiehst schrecken dich Ungeheuer. Dort morden Armeen, da Gesetze und Richter; dort tunkt der friedsame Arme sein Brot in Tränen, und dort schwelgt der gefühllose Reiche, und macht seinen Bauch zum Gott. Hekatomben fallen für seine Freßsucht, mit denen er sein abenteuerliches Selbst mästet, und Unschuld, Tugend und Sitten werden verbannt, und schmachten in Ketten, und sterben in Kerkern, oder bluten auf Gerüsten." (Eckartshausen).

„Das Leben ist nur eine Segelfahrt zum Hafen des Todes."

(A. M. Karlin)

„Das Leben liegt im Tod wie die Schnecke in der Muschel."

(A. M. Karlin)

Nackt ward ich zur Welt geboren,
Nackt scharrt man im Grab mich ein,
Also hab ich durch mein Sein
Nichts gewonnen, nichts verloren. Blumauer

Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein. Goethe

O ihr Nachtgestirne am blauen Himmelszelt,
Die ihr wandelt, ohn' euch zu verirren!
Nur dem Menschen ist's gegeben, Gottes Welt
Liebend, hoffend, strebend zu verwirren. Rückert

„Alle Menschen sind in einem perpetuierlichen Duell begriffen."

(Novalis)

„Mein Gott, ja: ich lebe und bewege mich zwischen Menschen, sie sind mir Eltern, Weib, Freund, Kind — — — sie reden mit mir, — o Gott! und doch, was weiß ich von ihnen! Ich grüße seit Jahren einen Menschen und weiß nicht, daß er mich in der Stille haßt und längst verleumdet hat; ich gehe achtlos an einem andern vorbei und spüre nichts davon, daß er mich heimlich liebt; ich sitze neben einem dritten und fühle nicht, daß er mein Wort brauchte als letzten Halm, um nicht die Waffe gegen sich zu richten, die er schon schußbereit in der Tasche trägt. Du sorgst dich und betest für dein Kind und weißt nicht, daß es längst auf Abwegen irrt; du siehst deinen Vater lachen und bist ahnungslos, daß ihn und dich das Gespenst verfehlter Spekulationen zu verschlingen droht." Sterneder (Frühling im Dorf).

O Kreatur, unselger Lebenszecher,
Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher.

Hammerling (Venus im Exil)

Mutig wollen wir stürmen den Himmel, schon stehen wir oben,
Plötzlich trifft uns ein Blitz — doch nein nur der Stich einer Wespe,
Der die verwegene Hand uns lähmt — und wir taumeln zurücke,
Sehen, daß klein wir und elend sind, wie groß wir auch denken!

Hammerling (König von Sion)

Kurz ist das Leben, und kürzer die Jugend, am kürzesten aber
Sind die Momente des Glücks, die das Schicksal gönnt zu genießen.

Hammerling (König von Sion)

„Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht und vieles ist in euch noch Wurm. Einst ward ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe als irgend ein Affe." (Nietzsche).

„Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist." (Nietzsche).

„Aber es ist mit dem Menschen wie mit dem Baume. Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, ins Dunkle, Tiefe — ins Böse." (Nietzsche).

„Du gehst über sie hinaus: aber je höher du steigst, um so kleiner sieht dich das Auge des Neides. Am meisten aber wird der Fliegende gehaßt." (Nietzsche).

„Manchem Menschen darfst du nicht die Hand geben, sondern nur die Tatze: und ich will, daß deine Tatze auch Krallen habe." (Nietzsche).

„Der Erkennende wandelt unter Menschen als unter Tieren." (Nietzsche).

„Scham, Scham, Scham — das ist die Geschichte des Menschen!" (Nietzsche).

„Und mancher, der in die Wüste ging und mit Raubtieren Durst litt, wollte nur nicht mit schmutzigen Kameltreibern um die Zisterne sitzen." (Nietzsche).

„Und wer unter Menschen nicht verschmachten will, muß lernen, aus allen Gläsern zu trinken; und wer unter Menschen rein bleiben will, muß verstehen, sich auch mit schmutzigem Wasser zu waschen." (Nietzsche).

(Fortsetzung folgt.)

Ontologie und Metapsychik.

Autorreferat von Univ.-Prof. C. Blacher, Riga.

Auf unsere Bitte hin sendet uns Prof. C. Blacher ein Autorreferat seiner Einführung zu dem Buch von Dr. Chengery Pap „Neuen Horizonten entgegen". In dem von uns seinerzeit besprochenen Buch schildert Chengery Pap die von ihm beobachteten Apportphänomene.

Die von Dr. Chengery Pap in seinem Buch beschriebenen Erscheinungen sind derart ungewöhnlich und mit dem Bilde von der Natur, das man sich bis jetzt gemacht hat, schlechterdings so unvereinbar, daß ein jeder, in erster Linie der Wissenschaftler — wenn er überhaupt sich ernst mit der Materie beschäftigen will —, die Pflicht hat, an diesen Bericht unvoreingenommen heranzugehen. Vor allem muß eine erkenntnisreiche Selbstbesinnung vorangehen, wozu besonders die Kritiker verpflichtet sein sollten. Ein die okkulten Phänomene studierender Wissenschaftler hat nun den Wunsch, sich mit den Kollegen von der Schulwissenschaft zu verständigen; daher seien einige grundlegende erkenntniskritische Betrachtungen vorausgeschickt.

Man müßte in erster Linie von einem rein praktischen Begriff, dem Begriff der **Erfahrung** ausgehen, der in den Diskussionen über die Metapsychik leider viel zu wenig geschätzt wird. Es gibt doch zu denken, daß auch ihrer Auffassung gemäß entgegengesetzt stehende Philosophien als Hauptstütze der Erkenntnis die Empirie hinstellen. So sagt der Ontologe N. Hartmann in seinem Buch „Zur Grundlegung der Ontologie" (1936), daß sein Seinsproblem „an Phänomenen haftet und nicht an Hypothesen". Die Unabhängigkeit des Seins vom erkennenden Subjekt sieht er darin, daß der Beobachtende von der Aeußerung des Seins, dem Phänomen, überrascht werde. Er tritt gegen das weit verbreitete Vorurteil auf, „als könne Erkenntnis allein auf sich selbst gestellt, alles leisten, was ein Mensch sich an Gewißheit wünsche". Dieses Vorurteil entstehe überall dort, wo man „das Erkenntnisproblem einseitig an der Wissenschaft orientiere". „Die mathematischen Aussagen erwecken den Schein, als handele es sich in ihr (der Mathematik) nur um sich selbst." Selbst die neuen physikalischen Forschungen zeigen, daß Mathematik allein nicht ausreiche. Soweit Hartmann. Der Schwerpunkt der Erkenntnis liegt eben im Phänomen. Der Positivist P. Jordan, der sich zur Realität des Seins ganz anders stellt, argumentiert in seinem Buch „Anschauliche Quantentheorie" (1930) wie folgt: Objektive Beobachtungen seien nicht möglich, da der beobachtete Prozeß durch den Beobachtungsapparat (z. B. schon durch die Beleuchtung) beeinflußt werde. Ein Ausweg sei das Anbringen einer Korrektur, die jedoch sehr schwierig sei. Die Erkenntnis ergebe daher nur die Beziehung von Beobachtungsresultaten untereinander. Eine Schlußfolgerung auf das eigentliche Sein sei nicht zulässig.

Soweit die beiden philosophischen Schulen. Mithin sieht man, daß jede Entfernung von der Erfahrung und das Betreten des Gebietes der reinen Hypothesen unbarmherzig zu streichen sind. Die ablehnenden Kritiker der Metapsychik unb ihrer Phänomene rekrutieren sich aber meist aus Leuten, die nicht genügende oder gar keine Erfahrung in der mediumistischen Praxis besitzen.

Wie solch ein Gebaren unzuläßig ist, zeigt am besten die zur Leidenschaftslosigkeit gezwungene Technik. Ein Ingenieur, der keine Erfahrungen besitzt, mag er auch noch so gut theoretisch beschlagen sein, wird von ihr rundweg abgelehnt.

Es ist interessant, daß die Positivisten gegen die prinzipielle Nichtanerkennung dieser Phänomene auftreten, was ja verständlich ist, wenn man bedenkt, daß sie gerade auf Beobachtung und Erfahrung die Hauptbetonung legen (z. B. Jordan, Positivistische Bemerkungen über die parapsychischen Erscheinungen", Zentralblatt der Psychotherapie und ihrer Grenzgebiete, Band 9).

Gegenüber der Problematik dieser ungewöhnlichen Phänomenik gibt es nur einen wissenschaftlich zuläßigen Standpunkt: das Herausschälen der Eigengesetzlichkeit, die Erscheinungen als Ganzes genommen. Mattiesen hat in seinem Buch „Das persönliche Überleben des Todes" dafür die Bezeichnung: „Einerleiheit der Aussagen natürlich einheitlicher Typen des Geschehens" gewählt. Verwandt mit diesen Darlegungen ist die vom Mathematiker Hilbert befürwortete axiomatische Methode, welche aus weit auseinanderliegenden Wissensgebieten das Gleiche herauszusuchen bestrebt ist (Vortrag 1931 auf dem Naturforschertage in Königsberg).

Aus Mangel an eigener ausreichender Erfahrung sind Kritiker in Kontrollforderungen unersättlich, von der fixen Idee des Betruges vollständig eingenommen. Daß eine jede Kontrolle Sinn und Zweck haben muß, übersehen sie; sie übersehen ferner, daß auch die sog. Betrügereien einen Zweck haben und in das ganze Geschehen hineinpassen müssen. Von dem Verfasser des Buches ist nur alles, was man ohne Schädigung der mediumistischen Phänomenik verwenden konnte, angewandt worden (vorheriges Untersuchen, Leuchtplatten und Leuchtbänder usw.).

Ein klassisches Beispiel für die Sinnlosigkeit einer Kritik gibt Baerwald mit seinem Buch „Der Okkultismus und Spiritismus und ihre weltanschaulichen Folgerungen". Ungeachtet dessen, daß er die psychischen Phänomene nicht bestreitet (sie freilich als bedeutungslos abtut!), leugnet er die Möglichkeit physikalischer Phänomene, in denen er keine Spur von eigener Erfahrung besitzt. Er widmet ein ganzes Kapitel einem Axiom: N = Schw., soll heißen Natur = Schwindel, das er den Metapsychologen unterschiebt. Man kann nicht ohne innere Erregung und nicht ohne Empörung darüber lesen, mit welchem Leichtsinn von Baerwald über wertvolle, wissenschaftliche, mühevolle Arbeit z. B. von Schrenck-Notzing, Crookes, Geley, Driesch berichtet wird und zugleich nicht ohne tiefes Mitleid mit der Hilf- und Ratlosigkeit, mit welcher ein durch eigene Erfahrung nicht geschulter Forscher wie mit Blindheit geschlagen vor seinem Objekt steht. Diese abwegige Kritik wendet Baerwald auch auf vom Referenten mit Guzik erlebte Phänomene an. An der Eigengesetzlichkeit der Phänomenkomplexe und an den Versuchen, eine Arbeitshypothese herauszuschälen, geht er verständnislos und leichtfertig vorüber.

Um die Bedeutung der vom Verfasser beobachteten Phänomene zu belegen, müsse man, deren Realität vorausgesetzt, freilich zu ungewöhnlichen Erklärungen Zuflucht nehmen. Nach den Erfahrungen des Referenten kann die Zöllnersche Erklärung des Durchgangs durch die vierte Dimension nicht herangeholt werden, da beim Apport die Gegenstände wachsen. Es sieht vielmehr nach energetischen Wandlungen aus. Daß aber energetische Wandlungen in das Produkt einer langen Reihe biologischer Entwicklungen in d e m Grade eingreifen können — es werden auch lebende Wesen apportiert — ist sehr unwahrscheinlich. Wenn man aber die Existenz eines Astrals oder Spiegelbildes eines Gegenstandes annimmt, das dessen Wesenselemente beherbergt, so könnte das wohl eine Erklärung abgeben, freilich eine sehr ungewöhnliche, denn man kann sich nicht leicht vorstellen, wie sich die Materie so schnell um einen Astral wandeln bzw. sammeln könnte; erst recht dann nicht, wenn verbrannte Gegenstände wieder apportiert werden. Die letztere Möglichkeit ist freilich noch nicht endgültig geklärt.

D i e ü b e r r a g e n d e B e d e u t u n g d e r P h ä n o m e n e f ü r d i e O n t o l o g i e sei an einer Betrachtung aufgezeigt. Das z. B. von H a r t m a n n skizzierte o n t o l o g i s c h e W e l t b i l d (H e i m s ö t h, Metaphysik der Neuzeit, S. 218; A s t e r, Philosophie der Gegenwart, 1930, S. 110), welches auch den bisherigen gewöhnlichen Erfahrungen entspricht, ist mit den Erscheinungen der Apporte unvereinbar. Es lautet: Physikalische Materie — Organismus — Psychisches — das geistige und geschichtliche kulturelle Leben. Die jeweils höheren Schichtungen haben neue Eigenschaften und stellen selbständige kategoriale Formen dar. Die höhere Schicht ist aber

in ihrer Seinsmöglichkeit an die niedrigere gebunden, was ja ohne weiteres verständlich ist. Dann heißt es weiter, daß nach dem Abhängigkeitsgesetz oder dem Gesetz der Stärke die höhere schwächere Schicht gegen die untere stärkere nicht aufkommen kann. Soweit Hartmann. Wie dagegen die Versuche zeigen, kann die mediale Psyche für die Durchführung der Apporte mit den organischen und unorganischen Gegenständen **souverän schalten und walten,** ohne sich um deren eigene Gesetze zu kümmern. Und das offenbar unter Benutzung ihr allein zur Verfügung stehender (schöpferischer?!) Möglichkeiten.

Die in diesem Buche geschilderten Versuche stellen nun einen wichtigen, zum mindesten orientierenden Beitrag zum Studium der skizzierten, für die Naturerkenntnis grundlegenden Probleme dar.

Zum Schluß mögen die vom Verfasser beobachteten Erscheinungen mit den von Spemann in seinem Buch „Experimentelle Beiträge zu einer Theorie der Entwickelung" geschilderten verglichen werden, wo er dem Lebendigen gegenüber eine neue Denkart verlangt. An vielen Orten dämmere nach Sp. eine neue Erkenntis im Gebiet des Psychischen auf. Auf dem Wege zum neuen hohen Ziel glaubt er mit seinen Experimenten einen Schritt getan zu haben. Wenn Spemann von den von ihm studierten Prozessen sagt, daß sie mit nichts so viel Ähnlichkeit haben wie mit den intimsten psychischen Vorgängen, so können die metapsychischen Experimentatoren ihrerseits sagen, daß von ihnen das Eingreifen der souveränen Psyche selbst unmittelbar beobachtet Recht sagen, daß sie Schritte darstellen auf dem Wege zu einem hohen Ziel. wird. Auch von den metapsychischen Experimenten kann man mit demselben

Riga-Waldpark „Mezaparks", November 1938.

Die innerseelische Seite parapsychologischer Phänomene.

Von Dr. Gerda Walther, München. (Schluß.)

Anfang Januar 1935 saß ich eines Morgens in meinem Zimmer lesend am Fenster. (Es war im 4. Stock, das Fenster ging auf eine belebte Straße und einen Platz.) Da spürte ich plötzlich vor mir ein starkes geistiges Licht, das mich veranlaßte, aufzuschauen — es war aber nichts, das von außen gekommen wäre. In dem Lichtmeer saß eine alte Frau — ich sah sie weder als Halluzination, noch als intensive Vorstellung und doch „sah" ich sie irgendwie in einer nicht näher zu beschreibenden Weise.[6]) Dann „sah" ich, wie der Bergführer voller Jubel auf sie zustürzte, vor ihr niederkniete und ihre Hände streichelte und ich wußte, daß es seine Mutter war. Er schien ihr unendlich viel zu erzählen und sah sich dabei auch nach mir um, doch verstand ich nicht, was er sagte. Allmählich verblaßte die Erscheinung, doch klang noch lange ein Gefühl jubelnder Freude in mir nach. Nur verstand ich die Bedeutung des Ganzen nicht. Sollte ich der Mutter des Bergführers einen Gruß von ihm zukommen lassen? Aber es war so stark, daß es mir undenkbar schien, daß sie es nicht gefühlt hätte — oder sollte ich ihr das bestätigen? Ich hatte keine Ahnung, wo die alte Frau wohnte und wußte auch nicht, wie ich es erfahren sollte. Doch versuchte ich es herauszubringen. Immer, wenn ich nach einem vergeblichen Versuch mich auf den Bergführer konzentrierte, um ihm

---

[6]) Die hl. Therese von Avila hat es in meisterhafter Weise versucht, die verschiedenen Arten von anschaulichen und nichtanschaulichen Visionen zu unterscheiden. Ihre erstaunlichen, ihrer Zeit weit vorauseilenden Analysen verdienen es auch heute noch, gelesen zu werden. (Vgl. ihre „Seelenburg", spanisch „El Castellio interior".)

mitzuteilen, daß ich sie nicht finden konnte, kam ein Strom von Freude und Jubel zurück, den ich nicht recht erklären konnte, doch suchte ich daraufhin weiter. Oft malte ich mir aus, wie schön es sein würde, wenn ich seine Mutter gefunden hätte und sie mir mehr von ihm erzählen würde. Einmal stand ich — in solche Gedanken versunken — vor dem Schaufenster eines Blumenladens. Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich eine besondere Vorliebe für alles Blaue, vor allem auch blaue Blumen, habe, während mir Rot recht wenig bedeutet. In dem Schaufenster stand wundervoller blauer Rittersporn und ich malte mir aus, daß ich der Mutter des Bergführers einen Strauß davon bringen wollte — sobald ich wüßte, wo sie wohnte. Der Rittersporn stand auf der rechten Seite des Schaufensters. Da wurde mein Kopf plötzlich wie durch einen inneren Zwang nach links hinüber gedreht, dort standen rote Tulpen im Schaufenster und der Bergführer gab mir den Gedanken ein, daß diese doch viel schöner seien, was mich persönlich freilich nicht überzeugte. Aber immer, wenn ich irgendwo — an Straßenecken, in Schaufenstern usw., — solche Tulpen sah, spürte ich, wie mich der Bergführer mit besonderer Freude darauf aufmerksam machte. Mit großer Mühe gelang es mir schließlich, einen in einer anderen Stadt lebenden Verwandten des Bergführers ausfindig zu machen, durch den ich in Verbindung mit seiner in einem anderen Land lebenden Schwester kam. Ich erfuhr nun, daß seine Mutter 1½ Tage, ehe ich die Vision hatte, gestorben war und zwar nicht in München, sodaß auch keine Todesanzeige in einer Münchener Zeitung veröffentlicht wurde. Was ich gesehen hatte, war also zweifellos seine Begrüßung seiner Mutter auf der „anderen Seite" gewesen, an der er mich teilnehmen lassen wollte. Seine Schwester sagte mir, es sei für ihn besonders charakteristisch gewesen, daß er oft die Hände der Mutter streichelte. Auf meine Frage, ob er eine besondere Beziehung zu roten Tulpen gehabt hätte, erzählte mir seine Schwester, daß vor dem Haus, in dem er mit seiner Mutter wohnte, sich ein großes Beet mit roten Tulpen befand. Jeden Morgen, ehe er an die Arbeit ging, sei er mit der Mutter heruntergegangen, um nachzusehen, ob über Nacht vielleicht neue Blumen aufgeblüht seien. Ich hatte natürlich keine Ahnung von diesen Dingen und man darf sie deshalb vielleicht als eine Art Identitätsbeweis betrachten.

Eines Morgens, als ich mich waschen wollte, war mir, als stieße ich in dem Augenblick, als ich mich über die Waschschüssel beugte, an ein unsichtbares Etwas, zugleich hatte ich die intensive Vorstellung von Maiglöckchengeruch, ohne daß ich jedoch auch die dazugehörige visuelle Vorstellung gehabt hätte. Zugleich wurde mir der Gedanke eingegeben, daß der Bergführer mir auf diese Weise Maiglöckchen schenken wollte — ich spürte seine große Freude, als ich seine Absicht verstanden hatte. Auch dazu erzählte mir später seine Schwester, daß seine Mutter ihm einmal Maiglöckchen geschenkt hatte, worüber er sich sehr freute — er hatte sie längere Zeit neben seinem Bett stehen.

Am 2. Februar 1935 hörte ich in der Münchener Christengemeinschaft einen Vortrag über die Einstellung des germanisch-faustischen Menschen zum Problem des Bösen. Vieles darin schien mir für den Bergführer besonders wichtig zu sein und ich konzentrierte mich zugleich auf ihn und den Vortrag und versuchte jedes Wort, das ich hörte, in Gedanken an ihn weiter zu geben. Da fühlte ich seine Nähe, zugleich in meiner rechten Seite eine starke Spannung wie den „magnetischen Strom" bei Planchettesitzungen (siehe oben) und während des ganzen Vortrages fühlte ich den warmen Druck einer unsichtbaren

Hand auf meiner rechten Hand, sodaß ich mich kaum zu bewegen wagte.

Ein andermal, als ich über einen großen Platz (Stachus) in München ging fühlte ich ebenfalls plötzlich die Nähe des Bergführers — mein Leibgefühl, das Gefühl meines eigenen Leibes von innen (vgl. die schon erwähnten Analysen von A. Pfänder) veränderte sich plötzlich, mir war, als würde es durch sein früheres Leibgefühl ersetzt — ich fühlte mich mit breiten Schultern schwer und wuchtig mit militärischem Schritt dahermarschieren. Das Ganze war sehr drollig und ich sage dem Bergführer in Gedanken, ich fürchtete, meine Knochen würden einer so wuchtigen Persönlichkeit kaum standhalten können, sondern unter ihrer Last zusammenkrachen . . . Auch im Traum sah ich den Bergführer einmal mit seiner Mutter, er beriet eifrig etwas mit ihr, was ich nicht verstand, dann gab sie ihm einen Ring, den er mir reichte. Als ich ihn anziehen wollte, war er viel zu groß, sodaß ich ihn an den Mittelfinger statt an den Ringfinger stecken mußte. Das Merkwürdige dabei ist, daß ich noch einige Stunden nach dem Aufwachen an diesem Finger das Druckgefühl eines ungewohnten Ringes hatte.

Als ich am 22. Februar 1935 abends auf der Chaiselongue am Fenster liegend bei dem Licht einer großen Stehlampe in einem wissenschaftlichen Buche las, spürte ich plötzlich von rechts, von der Seite der Türe her kommend eine starke Spanung, ich drehte mich um — da stand der Bergführer vor der Türe, riesengroß in voller Gestalt, in einer Uniform, die ihm zu Lebzeiten teuer gewesen war. Die Gestalt ragte weit über die Zimmerdecke hinaus, als ob diese von ihr durchbrochen würde. Er sah mich lange sehr ernst und doch sehr freundlich und liebevoll an — weder früher noch später habe ich je ein Bild von ihm (oder sonst jemand) mit diesem Ausdruck gesehen, es war also nicht etwa eine intensiv aktualisierte Erinnerung. Er schien mir sagen zu wollen, daß er nun sein Schicksal auf sich genommen habe. Hoch aufgerichtet schien er in neue, mir nicht zugängliche geistige Welten zu blicken. Ich verstand, daß er nun in eine höhere Sphäre ging und fragte mich, ob er künftig nie mehr zu mir kommen würde, was aber doch auch später noch geschah. Nur in Worten formulierte Gedanken konnte ich immer schwerer von ihm empfangen, schon vor diesem Erlebnis. Die Erscheinung war nicht im physischen Sinne farbig, eher wie eine Wolke, durch die überall das Sonnenlicht durchbricht, was seiner Aura entsprach. Die physische Farbe der Uniform hätte aurisch etwas Negatives bedeutet, schon deshalb war sie wohl nicht in der Erscheinung enthalten. — Auch von Medien und Sensitiven ist der Bergführer wiederholt bei mir gesehen worden, z. B. in Vorträgen, aber auch bei anderen Anlässen. Als ich am 13. April 1937 bei einem Vorstandsmitglied der Abteilung Amsterdam der holländischen SPR. nachmittags zum Tee eingeladen war, traf ich dort das Medium Benedikt. Ich wußte vorher nicht, daß dieser Herr dort sein würde, hatte auch nie seinen Namen gehört, ebenso versicherte man mir, daß ihm mein Kommen nicht mitgeteilt worden war. Ich hatte kaum Platz genommen, als Herr Benedikt mir sagte, es sei ein mächtiger Mann mit mir gekommen, er halte einen großen Stein in der Hand (wahrscheinlich zum Zeichen, daß er durch einen Steinschlag das Leben verlor?), nun deute er auf sich, er sage ein Wort (ich nehme hier ein ähnliches Beispiel statt des richtigen Namens): Bayern — Bayern — aber nicht das Land, es sei ein Buchstabe anders, nicht y, sondern i und er deute auf sich: „Baiern", das bin ich! In Wirklichkeit war das Verhältnis etwa so, wie wenn er Baier statt Bayern oder Baiern geheißen hätte. —

Damit will ich den rein tatsächlichen Bericht über diesen Fall abschließen und zum Schluß noch einige phänomenologisch interessante Punkte daraus herausgreifen.

Wir haben hier ganz verschiedene Gegebenheiten eines Verstorbenen: 1. Nur durch seine in „originärer“ Wahrnehmung „selbstgegebene“ Aura, in die mehr oder weniger intensiv ein Gedanke, eine Vorstellung usw. eingebettet ist (etwa die Worte „ich bin kein Schuft . . .“) — genau wie bei der telepathischen Verbundenheit mit einem Lebenden. Nebenbei möchte ich hier darauf hinweisen, daß das sogenannte „Stimmenhören“ bei Geisteskranken (vor allem Schizophrenen) meiner Meinung nach wahrscheinlich sehr oft eine solche intensive telepathische Übertragung eines Gedankeninhaltes von einem Lebenden oder Verstorbenen ist, die auf Grund ungenügender phänomenologischer Unterscheidung (die man ja von einem solchen Kranken nicht erwarten kann) als „Stimme“ gedeutet wird. Auch Medien sagen ja oft, daß ihnen ihre übersinnlichen Kenntnisse „zugerufen“ werden. (So eine Versuchsperson Dr. Tischners.) Diejenigen Ärzte, die wie Wickland, Titus Bull, Bjerre, Odencrants usw. an die Möglichkeit glauben, manche Geistesstörungen auf Besessenheit zurückführen zu können, sollten einmal hierauf achten.

2. Eine weitere Gegebenheit war das Gefühl seiner persönlichen Nähe analog dem Gefühl der Anwesenheit eines Menschen im Zimmer, ohne daß es sich dabei schon um ein Spüren seiner Aura gehandelt hätte. Dies wurde auch von anderen empfunden. So besuchte mich einmal eine Dame aus Warschau, die mich vorher nicht kannte und nur auf Grund einiger Artikel in der „Zeitschrift f. Parapsychologie“ mich kennen lernen wollte. Sie brachte mir — rote Tulpen mit und fragte mich nach einiger Zeit, ob nicht ein Verstorbener im Zimmer sei, sie sähe zwar niemand, habe aber das deutliche Gefühl, daß es der Fall sei. Ich selbst hatte schon die ganze Zeit die Nähe des Bergführers gespürt.

3. Besonders deutlich „sah“ ich den Bergführer auch in jenem Traum. Während ich meine Träume sonst fast sogleich nach dem Aufwachen vergesse, kann ich mich an diesen auch heute noch ebenso deutlich erinnern, wie an ein reales Erlebnis. Ich selbst war dabei nicht als mir optisch gegenüberstehende Gestalt (hier im Film) anwesend, sondern vom „Nullpunkt der Orientierung im Kopf“ aus, wie auch beim realen Erleben. (Ich habe auf diesen Punkt schon hingewiesen.)

4. In ganz anderer Weise war mir der Bergführer in jener nicht-anschaulichen Licht-Vision gegenwärtig, als er seine Mutter begrüßte. Es war eine Gegebenheitsweise ganz besonderer Art, die ich kaum mit etwas aus der Welt der realen Wahrnehmungen vergleichen kann. Selbst wenn ich sagen würde, es war, wie wenn man in ein glitzerndes Schneefeld blickt, oder in leuchtende Nebel, wäre das noch zu sinnlich-stofflich.

5. Viel konkreter war die Vision des Bergführers, als er in eine höhere Sphäre einging. Man wird sagen, es war eben eine „Halluzination“ — gewiß! Aber was heißt das? Im Grunde ist das doch nur ein Wort, was eine Halluzination phänomenologisch ist, ist noch keineswegs geklärt. Man sagt, es sei eine sinnliche Wahrnehmung, der keine äußere Realität entspricht. Das ist aber eine genetische Erklärung, keine phänomenale Analyse. Übrigens stimmt es auch nicht ganz für meinen Fall. Denn im Gegensatz zu einer sinnlichen Wahrnehmung hatte z. B. die Uniform nicht die ihr zukommende Farbe (braun). Auch sein Haar und sein Gesicht hatten keine physische Farbe, sondern nur das seiner Aura entsprechende Aussehen einer

sonnendurchleuchteten Wolke. Er war auch nicht durchsichtig, sonst hätte ich ja den oberen Rand der Zimmerdecke durch seinen Kopf durchschimmern sehen müssen, was aber nicht der Fall war, es störte nicht im geringsten, daß seine riesige Gestalt die Zimmerdecke gleichsam durchstieß. Wahrscheinlich ging eben die normale physische Wahrnehmung einfach neben der übersinnlichen her, ohne daß sie sich störten, genau wie bei der oben analysierten „Koppelung" des „Sehens" einer Aura mit der Wahrnehmung der physischen Gestalt des zugehörigen Menschen. — Daß es sich auch nicht um eine Illusion (falsche Deutung eines real gesehenen — vgl. Leyendecker „Zur Phänomenologie der Täuschungen") handelte, konnte ich nachher feststellen, denn es befand sich kein Flecken an der Wand, den ich etwa in eine Gestalt umdeuten konnte, auch kein Schatten (ich habe die Stelle später photographiert, um sicher zu sein), ebenso verhinderte es das Licht im Zimmer, daß etwa ein Lichtschein auf der Straße auf die Stelle fiel. Beim Auslöschen der Zimmerbeleuchtung fiel außerdem gerade auf diese Stelle in dem sehr langen, schmalen Zimmer im 4. Stock kein Licht von der Straße.

6. Eigenartig war der Druck der unsichtbaren Hand (den ich übrigens auch später noch in verschiedenen anderen Fällen erlebte). Es handelte sich dabei durchaus um die seelische Seite des Phänomens, einen „warmen" Händedruck als Ausdruck von Sympathie, nicht etwa um eine bloße Tastempfindung ohne gleichzeitig visuelle Gegebenheit, wie man etwa den Druck einer wirklichen (gleichgültigen) Hand bei geschlossenen Augen spürt. Kurz nach diesem Erlebnis blätterte ich in H. B. Blavatzkys „entschleierter Isis" (ohne doch dieses Buch je ganz gelesen zu haben). Dabei stieß ich auf Unterscheidungen der Verfasserin zwischen in medialen Sitzungen sichtbaren materialisierten Händen und dem wirklichen Händedruck von Verstorbenen. Erstere, sagt H. P. B., brauchten durchaus nicht die Hände Verstorbener sein, wären es vielmehr in den meisten Fällen nicht. Letzterer dagegen sei von grundlegend anderer Art, etwa wie „ein warmer Hauch". Dies stimmt durchaus mit meinen Erfahrungen überein, nachdem mir ja auch materialisierte Hände (aus Sitzungen mit Rudi Schneider) durchaus bekannt sind.

7. Besonders drollig war das Umspringen meines eigenen L e i b g e f ü h l e s in das des Bergführers. Ich glaube, daß auch dieses Phänomen gerade für Psychiater besonders beachtenswert ist. Ich erinnere mich an das Buch eines als „schizophren" bezeichneten Kranken, Senatspräsidenten Schreber „Denkwürdigkeiten (oder Erinnerungen?) eines Geisteskranken", in dem er schildert, wie ihn die Vorstellung nicht verließ, sich in eine Frau zu verwandeln. Wahrscheinlich handelte es sich bei dieser „Wahnidee" um eine ähnliche Veränderung des Leibgefühls wie bei mir — nur offenbar von längerer Dauer. Auch dies könnte man durch „Besessenheit" erklären, statt durch eine unerklärliche „fixe Idee" eines Kranken.

Interessant war auch die „Gegebenheit" eines Maiglöckchenstraußes ohne visuelle Vorstellung nur durch die Vorstellung, an etwas zu stoßen und die intensive Vorstellung des Duftes. Vermutlich hat mir der Bergführer diese Vorstellungen so stark wie möglich telepatisch „geschickt", wobei aus irgend einem Grunde die dazu gehörige visuelle Vorstellung nicht mitgegeben werden konnte. Es wäre interessant zu untersuchen, ob es sich bei hypnotischen Suggestionen vielleicht um etwas ähnliches handelt. Allerdings wußte ich genau, daß es sich nur um eine intensive Vorstellung handelte und von wem sie kam.

* * *

Damit möchte ich meine Ausführungen schließen. Ich hoffe, mit ihnen wenigstens einen Begriff von der Methode und Schwierigkeit, aber auch von der Wichtigkeit solcher phänomenologischer Analysen gegeben zu haben. Niemand weiß besser als ich, wie unzulänglich sie sind — ich hoffe aber, daß andere dadurch angeregt werden, auf diesem Wege weiter zu gehen und es besser zu machen als ich!

Materie und Lebenskraftstrahlen.

Von Prof. Ludwig Jahn, Wiesbaden.

Die Entdeckung des Radiums, welche Entdeckung eine zufällige war, hat die Auffassung vom Wesen der Materie von Grund auf umgestaltet. Die Elemente sind nicht mehr unveränderliche Materie und die Atome nicht mehr wechsellose starre Einheiten. Auch hier gelten die beiden Worte: Alles fließt. Die alten Fundamentalsätze von der Erhaltung der Masse und der Energie sind bereits insofern modifiziert, als ein Körper in der Bewegung seine Masse vergrößert, weil er durch die Bewegung eine Energiezunahme erfährt. Das ist allerdings noch nicht praktisch so nachgewiesen, wie die Tatsache der Unbeständigkeit der Atome. Nach der einen Auffassung sind diese Sonnensysteme im kleinen, wo um einen positiven elektrischen Kern die negativen Elektronen — das sind die kleinsten Teile von Elektrizität — gleich Planeten kreisen, oder richtiger gesagt, mit rasender Geschwindigkeit ihre Bahnen durcheilen. Man hat berechnet, daß ein Wasserstoffatom aus 700 Elektronen besteht, die man als elektrische Elementarquanten bezeichnet. Diesen fehlt das Wesentliche des Stoffes, nämlich Masse, Gewicht und Trägheit. Erst wenn die Elektronen in Bewegung kommen, entsteht für unsere sinnliche Wahrnehmung Stoff. Die Materie zerfließt also danach zu einem System von elektrischen Kräften. Der französische Forscher Le Bon drückt sich ähnlich aus; nach ihm ist das materielle Atom ein ungeheures Energiereservoir, ein System von unwägbaren Elementen, das durch Rotationen, Anziehungen und Abstoßungen seiner Teilchen im Gleichgewicht gehalten wird. Intraatomistische Energie. Auch andere Forscher rechnen mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Materie elektrischen Ursprungs ist. Der englische Physiker Oliver Lodge versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Vernichtung und Schöpfung von Materie im Bereiche experimenteller Möglichkeit liege, eben weil die Materie aller greifbaren und wägbaren Körper letzten Endes aus positiver und negativer Elektrizität besteht, also konzentrierte Energie ist, die in Bewegung sich befindet.

Giulio Alliata unternimmt den Versuch, sämtliche Naturerscheinungen auf eine gemeinsame Grundlage zu bringen. Er wirft so ziemlich alles über den Haufen. Er erkennt die Bohrsche Atomtheorie nicht an, ebensowenig die elektromagnetische Welle. Auch die Newtonsche Gravitationstheorie läßt er fallen. An Stelle dieser Reiche läßt er sein Reich der Aetherschwingung treten, das Agens, das seiner Ansicht nach die Welt beherrscht! Nach seiner Definition ist der Aether aus sehr kleinen, leichten Atomen zusammengesetzt, die unter großem Druck stehen, während die Körper- oder Substanzatome selbst durch äußeren Aetherdruck im Atomverband gehalten werde (Kohäsion). Das Wesen der Schwerkraft läßt er auf einem Aetherdruckunterschied beruhen. Als dritte Grundlage erkennt er die Elektrizität an, die aus noch viel kleineren Atomen besteht als die Aetheratome. Diese Elektrizitätsatome, die Elektronen, füllen die freien Räume aus, die sich zwischen den runden Aetheratomen befinden;

sie sind spezifisch schwerer als die Aetheratome, sie haben keine Ladung, sind weder positiv noch negativ, also indifferent. Aether und Elektrizität gehören dem Raume an und befinden sich in absoluter Ruhe, ebenso wie die Substanzatome. Wenn nun Schwingungen erregt werden, sogenannte Wärmestrahlen auftreten, so werden die Körperatome von diesen auseinandergetrieben, die Schwingungen durchdringen die Masse, wodurch in ihrem Inneren ein gewisser Aetherdruck entsteht und dadurch die Druckdifferenz zwischen außen und innen abnehmen muß. Danach kann die Wärme die Kohäsion der Körper vermindern oder sogar aufheben, sobald sie hoch genug geworden ist: die Masse verdampft! Auch die von Lebewesen ausgeübten mechanischen Kräfte haben nach Alliata ihren Ursprung in den Aetherschwingungen, die den Nahrungsmitteln entweichen, während die Kräfte selbst auf einer Wechselwirkung zwischen Körperatomen und Aetherschwingungen beruhen. Daraus folgt, daß Lebewesen anziehend auf Massen wirken können.

Wie ordnet sich aber die Lebenskraft dem Ganzen ein? Der Vorgang wird dem Verständnis näher gebracht, wenn man die Aufmerksamkeit andersartigen Strahlen zuwendet und bei solchen Strahlen halt macht, die ein besonders merkwürdiges Verhalten bewiesen haben, nämlich die von Huter vor 50 Jahren entdeckten und Lebenskraftstrahlen benannten Strahlen.

Bei seinen Forschungen über den Menschen und sein Wesen empfand Huter, wenn er seine Hände gegen einen Menschen ausstreckte, ein eigenartiges Gefühl in den Fingerspitzen, eine Art Strahlungsgefühl. Im Dunkeln konnte er diese Strahlen sehen. Weitere Versuche belehrten ihn, daß diese Strahlen durch leblose Körper hindurchgingen. Bei Lebewesen, Pflanzen, Tier und Mensch fühlte und empfand er einen Widerstand, eine Gegenstrahlung; aber diese Strahlen waren verschiedenartig. Die Strahlen, die er als die feinsten fühlte betrachtete er als die Lebenskraft und nannte sie Helioda. Eben, weil ein Organismus auf diese Art Strahlen reagiert, sie teils absorbiert, teils gegenstrahlend zurückwirft, so mußten die beiderseitigen Strahlen dem Leben eigentümlich oder überhaupt der Ausdruck des Lebens sein! Die Experimente bestätigten, daß Leben und Empfinden Hand in Hand gehen, das Leben ein Empfindungsaustausch ist, und daß dieser Austausch mittels Strahlen vor sich geht. Mit diesem Sinn, dem Empfindungsvermögen, lassen sich dann ohne Mithilfe der äußeren Sinnesorgane rätselhafte Sinneswahrnehmungen und Beeinflussungen machen*). Denn wie die Sinnestätigkeit gesteigert werden kann, so können auch der Gedanke, der Wille und das Gefühl zu einer nach außen wirkenden Kraft gesteigert werden und mittels Heliodastrahlen auf kürzere oder längere Entfernung übertragen werden. Der Lebensprozeß kann beeinflußt wie auch die Tätigkeit einzelner Organe, z. B. des Herzens und der Lunge herabgesetzt oder auch gesteigert werden.

Von mancher Seite ist behauptet worden, die Hutersche Helioda sei dasselbe wie das Reichenbachsche Od. Od tritt aber nie anders als in der Nähe des Körpers als Lohe, das heißt als nebelige, leicht leuchtende Dunstmasse auf. Wieder andere meinen, Helioda sei Lebensmagnetismus oder Elektrizität. Beide können aber nicht mit Helioda verglichen werden, denn magnetische Strahlen treten am Nord- oder Strahlpol des Magneten heraus und werden vom Süd- oder Saugpol in den magnetischen Körper wieder hinein-

*) Ich verweise auf die Psyhometrie. Siehe auch die Broschüre: Prof. Jahn — Das Medium L. Plaat und ihre seelische Einfühlungskunst. Pr. 1,50 Mk. Selbstverlag.

gesogen. Diese magnetischen Kraftlinien können nach Huters Beobachtungen niemals die doppelte Länge des Körpers überschreiten und auch niemals geradlinig fernwirkend sein. Die elektrischen Strahlen, die bekanntlich sehr weitwirkend sind, zerstreuen sich, sie besitzen keine Konzentrationskraft. Wenn elektrische Strahlen gesammelt werden sollen, muß ein äußerer Kraftsammelpol gebildet werden, wie bei der Telegraphie ohne Draht. Aber auch die X-, Y- und N-Strahlen sind nicht identisch mit Helioda, da sie physikalische, nahe wirkende Materiestrahlen, keine physiologische oder psychische Strahlen sind!

Die typischen Merkmale der Heliodastrahlen sind also, daß sie sich ohne äußeren Sammelpol von ihrer Urquelle aus konzentriert erhalten lassen und auf Entfernungen wirken. Da sie auch in einem anderen Körper physiologische Veränderungen bewirken können, so sind es auch gewebsreizende oder physiologische Strahlen. Und da ferner mit dieser Kraft auch chemische Veränderungen, besonders im lebenden Protoplasma, erzielt werden, so haben wir hier eine neuentdeckte großartige Naturkraft vor uns, deren Wesen bisher völlig unbekannt geblieben ist. Huter nimmt an, daß diese Kraft besonders in den Zentrosomen oder Zentralkörperchen der lebenden Zellen ihren Quell- und Angelpunkt hat und daß in dieser das eigentliche schöpferische Lebens- und Entwicklungsprinzip verankert ist.

Der „Zufall" als psychische Konsonanz („Duplizitäten").

Vom Herausgeber.

Herr S. hatte auf sein Hauskaufangebot vom 9. 5. 38 an den B.-W.-Verein zu P. sofort eine zusagende Antwort erhalten. Das Haus war vermietet, für den Mieter sollte ein anderes Haus gebaut werden, das bereits ausgeschachtet war. Immer und immer wieder hieß es aber im Laufe der Monate, die Baugenehmigung sei noch nicht eingegangen. Es lag vielmehr, wie sich schließlich herausstellte, eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem „Verein" und der Baupolizei vor, welche den „Erwerb des hinter den Häusern liegenden Geländes durch den Verein" forderte, ein Areal von 12 Morgen. Beide Seiten waren auf ein Entgegenkommen keinesfalls angewiesen, der Ausgang schien auch auf Jahr und Tag nicht abzusehen: als S. unerwartet am 17. Januar mit der Frühpost die Nachricht aus P. erhielt, daß die Baugenehmigung am 14. erteilt sei und mit dem Bau des für den Mieter bestimmten Hauses alsbald begonnen werde.

Gegen Mittag desselben Tages machte S. einen Spaziergang in die unweit liegende Gartenkolonie, der ihn auf dem Rückwege an eine bereits Jahrzehnte einzeln auf einem umfangreichen Grundstück stehende Villa vorüberführte, wie im Laufe der 19 Jahre, die er selbst die gleiche Wohnung innehat, schon an die tausende Male. Hunderte Male hatte S. hierbei auch die Besitzerin Frau G. gesehen, häufig auch an der Gartentür; sie war ihm aber nicht einmal dem Namen nach bekannt. Wieder einmal stand sie an der Gartentür, diesmal sprach sie S. ohne jeden ersichtlichen Grund mit „Wie geht es Ihnen, mein Herr" an. S. erkundigte sich höflicherweise nach ihrem Befinden, es schloß sich eine Unterhaltung von diesseits und jenseits der Tür an, die Dame, wie sie später sagte: 73jährig, klagte über ihr schweres Schicksal, das ihr vor 3 Jahren über Nacht plötzlich den Gatten geraubt hatte, über die Menschen, welche sie als alleinstehende Witwe zu übervorteilen trachteten, usw., wobei sie anmerkte, daß sie in Herrn T., dem früheren Vorsteher einer Bank des Ortes, eine Stütze in ihren geschäftlichen Dingen besitze.

Noch niemals in diesen ganzen Jahren hatte S. den Herrn T., der in einer anderen Richtung im Orte wohnt, auf seinen gewohnten Spaziergängen unterwegs getroffen; beide waren einander vom Bankverkehr her durchaus bekannt. Die Unterhaltung zwischen S. und der Witwe war aber noch in vollem Gange, als ganz unerwartet Herr T. herantrat.

Die Unterhaltung wurde noch eine Weile fortgesetzt; dabei kam die Rede darauf, daß sich Frau G. durch den Verkauf des einen oder anderen Bauplatzes an ihrem Hause entlasten sollte. Worauf ein Anlaß vorlag, daß S. darauf hinwies, er habe sein Haus vor 2 Jahren verkauft und ein anderes in P. erworben; gerade habe ihn die entscheidende Nachricht erreicht. Das interessierte nunmehr Herrn T., und es zeigte sich in der weiteren Unterhaltung, daß T. noch heute 3 Morgen Land nächst dem von S. gekauften Hause besitze, auch voraussichtlich dort noch bauen wird und daß überdies jene 12 Morgen Land, welche der B.-W.-Verein von der Stadt P. kaufen sollte, von T. an die Stadt verkauft worden waren.

S. erzählte, wieder zu Hause, seiner Frau von diesen „Duplizitäten", er erwähnte dabei auch aus seiner Unterhaltung mit der Witwe die äußerst gemeine Tötung eines ihrer beiden Bernhardinerhunde mittels in den Garten geworfenen rohen Fleisches, dem Glasscherben untermengt worden waren. Das hatte Frau S., woran sie erinnerte, schon vor Jahr und Tag von einem Bekannten Gn. gehört. S. und Frau standen am Fenster. In diesem Augenblick geht der Bekannte vorüber. — —

Soweit das Wesentlichste dieser „Duplizitäten"-Häufung. Von „Zufälligkeiten" zu sprechen, bedeutet von Anbeginn einen Verzicht auf jegliches Verständnis. Ein solches ermöglichen aber die ohne Sonderfragen in die Unterhaltung von Herrn T. eingeflochtenen Angaben, er habe 3 Tage an Grippe zu Bett gelegen und eigentlich bei der Witwe gar nicht vorkommen wollen, es sich aber doch nach dem Fortgehen von Hause anders überlegt gehabt. D. h. zu der Zeit, als S. die Unterhaltung mit der Witwe hatte; ja, da die Unterhaltung beider bis zum Eintreffen T.s etwa 10 Minuten gedauert hatte, die Nennung T.s ungefähr in die Mitte derselben fiel und der von dem eigentlich von T. nur beabsichtigten Geschäftswege abgezweigte Weg zum Hause der Witwe kaum mehr als 5 Minuten beträgt ,fielen die Entschlußänderung bei T. und seine Erwähnung in der Unterhaltung an der Gartentür jedenfalls in dieselbe Zeit. Der Metapsychiker wird den „Zufall" daher als eine ferntelepathischen Erscheinung ansehen, wobei Herr T. als Empfänger gelten dürfte.

Sehr viel undurchsichtiger aber, um nicht zu sagen: unentwirrbar im Einzelzusammenhange und dem Verständnis somit unzugänglicher erscheint wenigstens die zweite Koinzidenz, die 12 Morgen Bauland usw. betreffend. Wer aber in dem bewußt verlaufenden Individualgeschehen nur einen Ausschnitt aus dem nicht ins Bewußtsein aufsteigenden, im Gesamtgeschehen verflochtenen Lebenswege sieht, wird auch den „Duplizitäten" eine Art von „psychischer Konsonanz" („seelischem Gleichklang") unterlegen können, welche unter der Schwelle des Bewußtseins durch Unterstreichung der ferntelepathischen Auswirkung oder allein von sich aus Herrn T. zur Aenderung seiner ursprünglichen Absicht unterwegs veranlaßte.

Die dritte Koinzidenz betrifft das Vorübergehen des „Bekannten Gn." am Fenster, als von ihm gesprochen wurde. Nur mit der Annahme, daß

von der Unterhaltung zwischen S. und Frau G., insbesondere von ihren erregten Worten über die Tötung des Bernhardiners (sie hat hiernach ihr Vermögen dem Tierschutzverein vermacht, wie Herr T. sagte), unter der Bewußtseinsschwelle eine psychische Reizwirkung auf den „Bekannten Gn." ausstrahlte, kommt man einem Verständnis näher. Die drei Entfernungen zwischen den Wohnungen von Frau G., Herrn Gn. (der einen Neufundländer besitzt!) und S. sind ungefähr gleich, 4 bis 5 Minuten. Der Weg zu irgendwelchen Vorhaben (Besorgungen u. ä.) führt Herrn Gn. notwendig an der Wohnung von S. vorbei. Auch ein nicht bewußter psychischer Erregungszustand konnte sich also bei Gn., der überdies durch Unfall invalide ist, sehr wohl dahin entladen, sich einen Weg, eine Besorgung vorzunehmen, was ihn bei S. vorbeiführen mußte. Die erforderlichen Zeiten bedingten dann förmlich die dritte „Duplizität".

Den mechanistischen Gesetzen gegenüber, welche die materielle Welt abstrahieren läßt, verblassen die „Gesetze" in der organischen Welt zu Regeln. Oft genug sind die Ausnahmen eher die Regel. Der Biologe ist sich dieser Tatsache um so mehr bewußt, je weiter sein Wissen reicht. Es ist alles andere als Zufall, wenn sich gerade der erfahrene Biologe davor bewahrt, Urteile aus vorgefaßter Meinung abzugeben. Innerhalb der Ausdehnung jener Instinkte, die als Artinstinkte aufgefaßt werden, erweist das Individuum oft genug Anpassungsfähigkeiten an außerordentliche Lebensbedürfnisse, welche in das Gebiet höchster menschlicher Intelligenz hinüberzuspielen scheinen. Erscheinungen aber, welche jenseits des Bewußtseins verlaufen. Der Lebenslauf spielt sich schicksalshaft ab, naturnotwendig, wenn auch im einzelnen der in Ursache und Wirkung verknüpften Fäden des Geschehensgewebes nicht entwirrbar.

Erst der Mensch vermag aus der Bewußtwerdung und dem Bewußtsein zu einer Beherrschung des Fatums zu gelangen, gewissermaßen eigene Fäden in das persönliche Geschehensgewebe einzuziehen und ihm so ein persönliches Gepräge zu geben. Er vermag es aus seiner Einsicht in die Zusammenhänge des Geschehens und in die ethischen Aufgaben des Lebens. Er vermag es und soll es.

Hierbei ist kein Platz für eine feige Zuflucht auf okkulten Handwerksgebrauch, weder zu Hause noch erst bei einem fremden Verdiener an metapsychischen Erscheinungsmöglichkeiten, was zu bittersten Enttäuschungen und schwersten Schädigungen führen wird.

Der siebzehnte November 1928. Die Geschichte eines okkulten Erlebnisses.

Von Martin Selt, Köln a. Rh.

Blättern Sie nicht in alten Terminkalendern, sparen Sie sich auch die Mühe, einen Zeitungsband des Jahres 1928 nachzuschlagen: Sie werden unterm 17. November 1928 keinerlei besonders bedeutsame Ereignisse verzeichnet finden. Er war ein Tag wie viele seinesgleichen, nur mit dem niederdrückenden Einschlag novemberlicher Stimmung, mit Rieselregen und kaltem Dunst. Mir aber und noch neun anderen suchenden Menschen hat er sich für immer ins Gedächtnis eingeschrieben.

Wir waren an diesem Samstagabend wieder einmal in unserem Versuchszirkel beisammen, zwei Leute aus dem ärztlichen Stand, zwei skeptische Presse-

leute, ein paar Männer bürgerlichen Berufs und einige Frauen. Unser Medium kam abgehetzt von der Hausarbeit in den Zirkel, und der Leiter dieser Versuche meinte, heute abend werde wohl nicht viel dabei herauskommen. So standen wir, um unserer Versuchsperson ein bißchen Zeit zu gönnen, plaudernd beisammen, und die Frauen sprachen über Träume und Traumsymbolik. Die Männer lächelten Hohn dazu; das sei doch alles Unsinn, Träume seien Schäume, sie kämen meist aus vollem Magen, und was dergleichen rationalistische Einwendungen mehr sind. Hier mischte sich das Medium ein, indem es sich an einen der beiden Journalisten wandte, einen fast siebzigjährigen Herrn, der in der langen Praxis gelernt hatte, den Dingen auf den Grund zu gehen. „Ich habe heute Nacht von Ihnen geträumt", sagte die Frau. Worauf der Kollege von der Feder lächelnd meinte, da hätten Sie sich aber ein dankbareres Objekt suchen können als einen so alten Mann wie ihn. Ob man wissen dürfe, was der Inhalt des Traumes gewesen sei. Das Medium antwortete: „Sie standen an einem trüben Nachmittag auf der Schweidnitzer Straße (das hier Erzählte hat sich in Breslau zugetragen) und sprachen mit einem gleichaltrigen kleinen Herrn, der einen grauen Spitzbart trug, und den Sie mit Gustav anredeten."

Ob denn das alles sei, meinte der Zunftgenosse, und übrigens habe er gar keinen Bekannten, der den Vornamen Gustav trage.

Aber dann besann er sich, stutzte ein bißchen und sagte, die Personalbeschreibung treffe auf den im Juli d. J. verstorbenen Prokuristen Gustav L. zu, der bei seiner Zeitung lange Jahre beschäftigt war, und der zu ihm in einem persönlichen Freundschaftsverhältnis gestanden hatte. Soweit das Traumgespräch, das uns allen sehr dürftig erschien, zumal das Medium, das einer ganz anderen gesellschaftlichen Schicht angehörte, den verstorbenen Prokuristen gar nicht gekannt haben konnte. Und nun achte man auf die grandiose Logik der kommenden Ereignisse.

Das Medium setzte sich an die Schreibtafel, die man mit dem Fachausdruck „Planchette" nennt, das Glas begann zu rotieren, und schnell hintereinander fügten sich Buchstaben zu einer eigenartigen Meldung. Es sei nebenher bemerkt, daß in diesem nach wissenschaftlichen Grundsätzen arbeitenden Zirkel weder „Geister" zitiert noch irgendwelcher Bekenntnisspiritismus betrieben wurde. Der Sinn der Botschaft war ungefähr folgender: Der uns vorläufig noch unbekannte Einfluß gab an, er habe „von hoher Warte" die Erlaubnis erhalten, sich an zwei Sonnabenden zu manifestieren. Es folgten einige Ermahnungen, die ein bißchen nach Traktätchen schmeckten; und dann kam ein Satz, der sich auf eines der Zirkelmitglieder und seine damalige Situation bezog. Die Angaben waren verblüffend zutreffend, trotzdem die schwierigen Umstände für dieses Zirkelmitglied erst in allerjüngster Zeit eingetreten waren.

Der so Apostrophierte erbat sich vom Zirkelleiter die Erlaubnis, zu fragen, wer sich da melde. Zur allgemeinen Verblüffung des Zirkels folgte der Name: Gustav L. Wir Skeptiker waren immer noch der Ansicht, das Medium habe sich in eine spiritistische Halluzination verrannt, und wir gingen zum Schein auf diese ihre seelische Einstellung ein. Der Zirkelleiter bat den sich äußernden Einfluß, er möge sich doch einmal genau legitimieren. Das geschah prompt, indem der angebliche Gustav L. die Namen und Geburtsdaten seiner sämtlichen Kinder aufzählte und von internen Familienereignissen berichtete, die damals

noch keinem von uns bekannt waren, und die erst später nach mühevollen Nachforschungen sich als richtig bestätigten.

Aber unser seltsamer „Besuch" ließ es dabei nicht bewenden. Er erbat sich eine kurze Dunkelsitzung von zehn Minuten mit dem Versprechen, er wolle uns auch einen materiellen Beweis seines Fortlebens geben, und zwar „ein fünfundzwanzigjähriges Erdendokument". Die beiden Türen des Zimmers wurden versiegelt, die Zirkelrunde durch die Handkette fest verschlossen, nachdem vorerst das Licht ausgedreht worden war. Alsbald fiel das Medium in tiefe Trance und versuchte mit allen Anzeichen der Angst, sich der Kette zu entwinden. Es verflossen genau zehn Minuten, dann geschah etwas, was keiner der Zirkelteilnehmer sein Lebtag je vergessen wird. Das Medium schrie wie in Todesangst dreimal gellend auf. Mit dem letzten Schrei kam von der erloschenen Krone über dem großen Tisch ein intensiv blauer Kugelblitz langsam herunter, der den Raum für Sekunden taghell erleuchtete. Dann platzte die Lichterscheinung mit einem knisternden Geräusch, und die Prismen klirrten derart stark, daß die Hausfrau impulsiv ausrief: „Um Gotteswillen, meine Krone!" Und dann war wieder Nacht, und jeder in der Runde hatte sein Herz etwas stärker pochen hören.

Ueber den Tisch gewendet, sagte der Zirkelleiter zu mir: „Da hätten wir ja ein schönes optisches Phänomen gehabt!" Wir tippten natürlich zuerst auf Kurzschluß, aber das mußte sich ja bald herausstellen, wenn später die Lichter wieder angedreht wurden. Das geschah nach einigen Minuten, und keine der zehn Birnen war irgendwie beschädigt. Das Medium lag in tiefem Schlaf, wir besprachen untereinander das Geschehene, bis der alte Journalist, von dem der Traum gehandelt hatte, verblüfft rief: „Auf meinem Platz liegt etwas!"

Es zeigte sich, daß auf „jedem Platz" „etwas lag". Und zwar je eine Ansichtskarte, adressiert an Herrn Prokurist Gustav L., abgestempelt aus dem Jahre 1903 — also ein fünfundzwanzigjähriges Erdendokument.

Mit zornblassem Gesicht kam der Arzt, der den Zirkel leitete, auf uns zwei Presseleute zu und sagte, er verbitte sich solche dummen Scherze. Wir beide konnten nichts tun, als ehrenwörtlich zu versichern, daß wir von der Herkunft dieser Karten keine Ahnung hatten. Das gleiche taten alle anderen Zirkelmitglieder, und sie bestätigten diese ihre Versicherung auch noch schriftlich. Uebrigens hatte keiner der anderen Teilnehmer je in seinem Leben von Herrn Gustav L. auch nur ein Wort gehört.

Es dauerte Stunden, ehe das Medium aus seinem Trancezustand erwachte. Von den Geschehnissen dieses Abends wußte es nichts, und da es inzwischen 2 Uhr nachts geworden war, so konnten weitere Ermittlungen zur Klärung des eigenartigen Phänomens nicht erfolgen. Mit um so größerer Spannung erwarteten wir den kommenden Samstagabend, an dem sich ja der seltsame Einfluß, seinem Versprechen gemäß, wieder offenbaren sollte. In der Zwischenzeit hatte der Schreiber dieser Zeilen bei der einzigen am Ort lebenden Tochter des Herrn Gustav L. Erkundigungen eingezogen und war dabei auf eigenartige Feststellungen gestoßen. Die Tochter war gar nicht verwundert, als man ihr von den Ereignissen in dem Zirkel Mitteilung machte. Während seiner Krankheit, so erzählte sie, habe ihr Vater fast jede Stunde an dem damals noch sehr primitiven Radioapparat gesessen, und er habe im Scherz gesagt: „Wenn ich einmal drüben bin, dann bekommst Du bald einen Gruß von mir." Das war ja nun geschehen. Als ich der Tochter die einzelnen Geburts-

daten ihrer Geschwister vorlas, brach sie trotz ihrer wehmütigen Stimmung in Lachen aus. „Das sieht dem Vater ähnlich! Eine von uns Mädeln ist am 13., die andere am 31. März geboren, und er verwechselt jetzt noch, wie es im Leben war, diese beiden Daten."

Der nächste Sonnabend brachte nun keinerlei „Wunder", war aber nach der intellektuellen Seite hin weit aufschlußreicher als sein Vorgänger. Wir fragten, den Einfluß, woher er die Ansichtskarten genommen habe. Er beschrieb genau ein kleines Stehpult, das er jahrelang bei seiner Firma benutzt hatte, und gab an, wer nachher noch daran arbeitete. Als er die Namen seiner Nachfolger nannte, verlangte das Medium einen Bleistift und schrieb in zwei verschiedenen Handschriften, die sich, wie nachher festgestellt wurde, genau mit denen deckten, die die Nachfolger von Gustav L. schrieben. Selbst ein Berufsgraphologe war nicht in der Lage, einen Unterschied herauszufinden. Das Pult stand seit langem unbenutzt und ohne Schlüssel in dem verschlossenen Speicherraum jenes Zeitungsverlages, bei dem Gustav L. fast fünfzig Jahre tätig war.

Eigenartig war, was der Einfluß über seinen derzeitigen Daseinszustand berichtete. „Mich umgeben weite, blühende Blumenfelder, umsäumt von unsterblichen Eichen und Hemlocktannen. Was Euch ein Trunk Wassers an einem heißen Sommertag, das ist uns, die wir auf noch niederer Stufe sind, der Anblick der Gestirne im Kristall vollendeter Schönheit. Wir leben in einem Licht, gegen das der hellste irdische Sonnenglanz nur ein trüber Schatten ist." Diese Sätze sind mir im Gedächtnis geblieben, das Protokoll ruht bei dem Zirkelleiter und harrt noch mit viel anderen der wissenschaftlichen Auswertung.

Das war der 17. November 1928, und es folgten noch viele Erlebnisse, die sich mir tief eingeprägt haben, und von denen später einmal zu berichten sein wird. Ich bin deshalb nicht „Spiritist" geworden, glaube aber wohl, daß man mindestens einen Teil der okkulten Erlebnisse zwangloser auf spiritistischem Wege, als durch den sogenannten Animismus klären kann. Uebrigens ist das hier geschilderte Ereignis ein Jahr später auf dem Parapsychologenkongreß in Athen zwei Tage lang lebhaft diskutiert worden, und die dort anwesenden Gelehrten aus aller Welt begnügten sich bescheiden mit der Feststellung, daß man einstweilen nichts tun könne, als solche Dinge mit Aufmerksamkeit zu registrieren. Handgreiflich beweisen läßt sich einstweilen noch keine okkulte Erfahrung. Aber im Zeitalter der genauesten Erforschung unserer Radiowellen wird es auch wohl der Wissenschaft einmal gelingen, solche Phänomene mit wissenschaftlichen Instrumenten nachzumessen. Dann hätten all die vielen stillen Forscher, die oft unter höhnischer Anfeindung materialistisch eingestellter Kreise ihre wissenschaftliche Arbeit in solchen Zirkeln leisten, nicht vergebens sich bemüht.

Ein einziger lückenloser Nachweis der Weiterexistenz der menschlichen Seele nach dem irdischen Tod würde für die Menschheit mehr bedeuten, als manche noch so stolze technische Erfindung.

(Von Herrn Dr. Emil Mattiesen, Rostock, eingesandt.)

Meine Erlebnisse okkulter Art.

Aus meiner Kinderzeit entsinne ich mich nur zweier Erlebnisse, die ich sorgfältig für mich behielt, weil ich fürchtete, daß man mir nicht glauben würde. Ich war wohl erst sechs bis acht Jahre alt, als eines nachts am Fußende meines Betts die Gestalt eines feurigen Ritters stand, hinter dem ein

noch keinem von uns bekannt waren, und die erst später nach mühevollen Nachforschungen sich als richtig bestätigten.

Aber unser seltsamer „Besuch" ließ es dabei nicht bewenden. Er erbat sich eine kurze Dunkelsitzung von zehn Minuten mit dem Versprechen, er wolle uns auch einen materiellen Beweis seines Fortlebens geben, und zwar „ein fünfundzwanzigjähriges Erdendokument". Die beiden Türen des Zimmers wurden versiegelt, die Zirkelrunde durch die Handkette fest verschlossen, nachdem vorerst das Licht ausgedreht worden war. Alsbald fiel das Medium in tiefe Trance und versuchte mit allen Anzeichen der Angst, sich der Kette zu entwinden. Es verflossen genau zehn Minuten, dann geschah etwas, was keiner der Zirkelteilnehmer sein Lebtag je vergessen wird. Das Medium schrie wie in Todesangst dreimal gellend auf. Mit dem letzten Schrei kam von der erloschenen Krone über dem großen Tisch ein intensiv blauer Kugelblitz langsam herunter, der den Raum für Sekunden taghell erleuchtete. Dann platzte die Lichterscheinung mit einem knisternden Geräusch, und die Prismen klirrten derart stark, daß die Hausfrau impulsiv ausrief: „Um Gotteswillen, meine Krone!" Und dann war wieder Nacht, und jeder in der Runde hatte sein Herz etwas stärker pochen hören.

Ueber den Tisch gewendet, sagte der Zirkelleiter zu mir: „Da hätten wir ja ein schönes optisches Phänomen gehabt!" Wir tippten natürlich zuerst auf Kurzschluß, aber das mußte sich ja bald herausstellen, wenn später die Lichter wieder angedreht wurden. Das geschah nach einigen Minuten, und keine der zehn Birnen war irgendwie beschädigt. Das Medium lag in tiefem Schlaf, wir besprachen untereinander das Geschehene, bis der alte Journalist, von dem der Traum gehandelt hatte, verblüfft rief: „Auf meinem Platz liegt etwas!"

Es zeigte sich, daß auf „jedem Platz" „etwas lag". Und zwar je eine Ansichtskarte, adressiert an Herrn Prokurist Gustav L., abgestempelt aus dem Jahre 1903 — also ein fünfundzwanzigjähriges Erdendokument.

Mit zornblassem Gesicht kam der Arzt, der den Zirkel leitete, auf uns zwei Presseleute zu und sagte, er verbitte sich solche dummen Scherze. Wir beide konnten nichts tun, als ehrenwörtlich zu versichern, daß wir von der Herkunft dieser Karten keine Ahnung hatten. Das gleiche taten alle anderen Zirkelmitglieder, und sie bestätigten diese ihre Versicherung auch noch schriftlich. Uebrigens hatte keiner der anderen Teilnehmer je in seinem Leben von Herrn Gustav L. auch nur ein Wort gehört.

Es dauerte Stunden, ehe das Medium aus seinem Trancezustand erwachte. Von den Geschehnissen dieses Abends wußte es nichts, und da es inzwischen 2 Uhr nachts geworden war, so konnten weitere Ermittlungen zur Klärung des eigenartigen Phänomens nicht erfolgen. Mit um so größerer Spannung erwarteten wir den kommenden Samstagabend, an dem sich ja der seltsame Einfluß, seinem Versprechen gemäß, wieder offenbaren sollte. In der Zwischenzeit hatte der Schreiber dieser Zeilen bei der einzigen am Ort lebenden Tochter des Herrn Gustav L. Erkundigungen eingezogen und war dabei auf eigenartige Feststellungen gestoßen. Die Tochter war gar nicht verwundert, als man ihr von den Ereignissen in dem Zirkel Mitteilung machte. Während seiner Krankheit, so erzählte sie, habe ihr Vater fast jede Stunde an dem damals noch sehr primitiven Radioapparat gesessen, und er habe im Scherz gesagt: „Wenn ich einmal drüben bin, dann bekommst Du bald einen Gruß von mir." Das war ja nun geschehen. Als ich der Tochter die einzelnen Geburts-

daten ihrer Geschwister vorlas, brach sie trotz ihrer wehmütigen Stimmung in Lachen aus. „Das sieht dem Vater ähnlich! Eine von uns Mädeln ist am 13., die andere am 31. März geboren, und er verwechselt jetzt noch, wie es im Leben war, diese beiden Daten."

Der nächste Sonnabend brachte nun keinerlei „Wunder", war aber nach der intellektuellen Seite hin weit aufschlußreicher als sein Vorgänger. Wir fragten, den Einfluß, woher er die Ansichtskarten genommen habe. Er beschrieb genau ein kleines Stehpult, das er jahrelang bei seiner Firma benutzt hatte, und gab an, wer nachher noch daran arbeitete. Als er die Namen seiner Nachfolger nannte, verlangte das Medium einen Bleistift und schrieb in zwei verschiedenen Handschriften, die sich, wie nachher festgestellt wurde, genau mit denen deckten, die die Nachfolger von Gustav L. schrieben. Selbst ein Berufsgraphologe war nicht in der Lage, einen Unterschied herauszufinden. Das Pult stand seit langem unbenutzt und ohne Schlüssel in dem verschlossenen Speicherraum jenes Zeitungsverlages, bei dem Gustav L. fast fünfzig Jahre tätig war.

Eigenartig war, was der Einfluß über seinen derzeitigen Daseinszustand berichtete. „Mich umgeben weite, blühende Blumenfelder, umsäumt von unsterblichen Eichen und Hemlocktannen. Was Euch ein Trunk Wassers an einem heißen Sommertag, das ist uns, die wir auf noch niederer Stufe sind, der Anblick der Gestirne im Kristall vollendeter Schönheit. Wir leben in einem Licht, gegen das der hellste irdische Sonnenglanz nur ein trüber Schatten ist." Diese Sätze sind mir im Gedächtnis geblieben, das Protokoll ruht bei dem Zirkelleiter und harrt noch mit viel anderen der wissenschaftlichen Auswertung.

Das war der 17. November 1928, und es folgten noch viele Erlebnisse, die sich mir tief eingeprägt haben, und von denen später einmal zu berichten sein wird. Ich bin deshalb nicht „Spiritist" geworden, glaube aber wohl, daß man mindestens einen Teil der okkulten Erlebnisse zwangloser auf spiritistischem Wege, als durch den sogenannten Animismus klären kann. Uebrigens ist das hier geschilderte Ereignis ein Jahr später auf dem Parapsychologenkongreß in Athen zwei Tage lang lebhaft diskutiert worden, und die dort anwesenden Gelehrten aus aller Welt begnügten sich bescheiden mit der Feststellung, daß man einstweilen nichts tun könne, als solche Dinge mit Aufmerksamkeit zu registrieren. Handgreiflich beweisen läßt sich einstweilen noch keine okkulte Erfahrung. Aber im Zeitalter der genauesten Erforschung unserer Radiowellen wird es auch wohl der Wissenschaft einmal gelingen, solche Phänomene mit wissenschaftlichen Instrumenten nachzumessen. Dann hätten all die vielen stillen Forscher, die oft unter höhnischer Anfeindung materialistisch eingestellter Kreise ihre wissenschaftliche Arbeit in solchen Zirkeln leisten, nicht vergebens sich bemüht.

Ein einziger lückenloser Nachweis der Weiterexistenz der menschlichen Seele nach dem irdischen Tod würde für die Menschheit mehr bedeuten, als manche noch so stolze technische Erfindung.

(Von Herrn Dr. Emil Mattiesen, Rostock, eingesandt.)

Meine Erlebnisse okkulter Art.

Aus meiner Kinderzeit entsinne ich mich nur zweier Erlebnisse, die ich sorgfältig für mich behielt, weil ich fürchtete, daß man mir nicht glauben würde. Ich war wohl erst sechs bis acht Jahre alt, als eines nachts am Fußende meines Betts die Gestalt eines feurigen Ritters stand, hinter dem ein

auch gepanzerter Knecht eine Laterne hielt. Der Ritter blickte mich ruhig und gütig an, als wollte er mir eine etwa aufsteigende Furcht damit nehmen. Hinter den durchsichtigen Gestalten stand eine kleine Nachtlampe, die meine Mutter für nötig hielt, da ich kurz vorher eine schwere Fieberkrankheit durchgemacht hatte und seitdem an Schreckträumen litt. (Uebrigens nur kurze Zeit.) — Ich öffnete und schloß mehrmals die Augen, ohne daß sich das leicht bewegte Bild änderte, und erst dann packte mich das Grauen vor dem Unbekannten, und ich rief nach der im Nebenraum schlafenden Mutter, sagte aber nach meiner Erinnerung nichts von dem Bilde selbst. Ich entsinne mich noch, daß ich eine Art Schuldgefühl wegen meiner Feigheit empfand und bedauerte, den Ritter nicht danach gefragt zu haben, was er von mir wollte. — Wir wohnten damals in einem Hause, dessen Grundmauern, was ich erst später erfuhr, aus der Deutschordensritterzeit in Ostpreußen stammten. Ich entsinne mich nicht, in diesem Alter Ritterbilder gesehen zu haben, wußte auch nichts von der Existenz von Geistern, da meine Eltern allem Irrationalen ablehnend gegenüberstanden. Trotzdem begleitete mich lange Zeit — Jahrzehnte — das Gefühl, daß dieser Ritter mir nahe blieb. Ich glaube nicht, daß hier eine spätere Unterschiebung meiner Erinnerung möglich ist, etwa ausgelöst durch Löns' Zweites Gesicht.

Das nächste Erlebnis gehört in die Kategorie der Vorschaubilder: Mit etwa 12 Jahren träumte ich einen Unfall meines Vaters, der am nächsten Morgen geschah, mit realistischer Deutlichkeit. Mein Vater stürzte an diesem Morgen mit beinahe tödlichen Folgen in einem Neubau eine geländerlose Treppe ab.

3. Drei oder vier Jahre später sah ich eine Bekannte meiner Mutter als Schattenbild vor einer Straßenlaterne. Ich hatte weder die Frau, die tausend Kilometer entfernt wohnte, gesehen, noch von ihr gesprochen. Erst viel später konnte ich die Erscheinung mit einer Photographie identifizieren (Telepathie?).

4. Als ich im Sommer 1917 das vierte Mal ins Feld ging, meinte eine Berliner Freundin, ich hätte doch nun eigentlich genug geleistet (Verwundungen, Gefangenschaft, Flucht usw.) und brauchte nun nicht noch einmal freiwillig rauszugehen. Da antwortete ich etwa: „Ich weiß, daß mir bis zum Kriegsende nichts Ernsthaftes geschehen wird, denn ich habe nach dem Kriege noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen usw.“ Ich bin dann noch bis zum Kriegsende an der Westfront in vorderster Linie gewesen ohne ernsthafte Schädigungen.

5. 1914. am 21. November träumte ich einen schweren Schuß (dessen glücklicher Ausgang später von mehreren Aerzten als medizinisches Wunder bezeichnet wurde) so deutlich, daß ich Minuten brauchte, bis ich mich überzeugte, daß es sich um einen Traum handelte. Am nächsten Vormittag — es war bei Bressini-Lodz — traf mich eine russische Infanteriekugel da, wo ich sie vorgefühlt hatte.

6. Im Juli 1918 baute ich mein Scheerenfernrohr an einer etwas exponierten Stelle auf. Da öffnete sich unter mir die Erde, und ich sah in einen großen Granattrichter hinein. Ich entsann mich nun des unter 5 geschilderten Erlebnisses und veranlaßte die Umlegung der Beobachtungsstelle. Etwa zwei Stunden später saß dort, wo ich gestanden hatte, die Spitze eines Granattrichters. Aber auch die zweite Stelle war nicht geheuer: Ich sah die Grabenwand auf mich zukommen und ging nun, mystisch erschüttert, unter einem

Vorwand — ich fürchtete den Spott meiner Leute, wenn ich ihnen den wahren Grund sagte — noch weiter nach links an eine Stelle, die zu der Zeit noch unter ziemlich starkem Feuer stand. Die Telefonisten murrten, sagten aber nichts mehr, als ein paar Stunden später ein Infanteriebeobachter, den ich vergeblich gewarnt hatte, an dieser Stelle verschüttet und dabei schwer verletzt wurde (sein Scheerenfernrohr hatten wir nicht mehr finden können). Als ich dann abends durch einen Offizierstellvertreter, der frisch von der friedlich gewordenen Ostfront zu uns kam, abgelöst werden sollte, mußte ich dem Manne dauernd auf die Füße sehen, ohne mir über den Grund dafür klar zu sein. Immerhin veranlaßte mich ein Gefühl des Mitleids, dem Manne mein Verbleiben auf der Beobachtung anzubieten. Da er nicht annahm, ging ich mit melancholischen Gedanken zur Batterie. Und ich war nicht überrascht, als ich schon nach dem Postempfang während des Essens hörte, daß dem Manne beide Füße schwer zerfetzt worden waren, und ging dann wieder mit fatalistischer Gelassenheit nach vorne, um meinen sehr hoch geschätzten Batterieführer nicht dorthin zu lassen (so sicher fühlte ich mich!)

Dieses Erlebnis erst wurde der Anstoß zu meinem Grübeln über die Vorbestimmtheit alles Geschehens.

7. Aber ihm folgten noch viele ähnliche. Mein Leben war von da ab ständig begleitet von Vorschaugeschichten und Vorgefühlen. Doch gelang es mir erst im September 1930, ein Dokument durch eine Postkarte zu schaffen, auf der ich meine Frau von Berlin aus nach Thüringen vor einer Verletzung meines Töchterchens warnte. Ich hatte die Kleine mit einer Stirnverletzung über dem linken Auge gesehen. Am 10. September dann kam sie mir mit dieser Verletzung auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin entgegen. Meine Frau machte ein verlegenes Gesicht, weil es ihr nicht gelungen war, dieses kleine Unheil, das auf dem Bahnhof in Porstendorf geschehen war, zu verhüten.

*

Ich habe öfter erlebt, daß Menschen, die später geisteskrank wurden, sich vor meinen Augen mit einem Male in Blinde verwandelten, die hilflos vor sich hintasteten, und daß noch anscheinend ganz Gesunde, die dann bald darauf starben, von violetten Schatten überlaufen wurden. Ich sah Naturereignisse und politische Dinge fast photographisch getreu voraus und gewinne viele meiner Einsichten auf (für mich zweifellos!) okkulten Wegen.

Das Vorliegende ist meine erste schriftliche Aufzeichnung dieser Art. Ich scheute mich bisher davor, mich den gefährlichen Waffen der Psychiatrie auszuliefern, wie sie etwa ein Lange-Eichbaum in seinem Buche: „Genie, Irrsinn und Ruhm" gegen jeden von ihm nicht als „biopositiv" Anerkannten anwendet.

Fr. H., Berlin. (Von Herrn Dr. Emil Mattiesen, Rostock, eingesandt.)

Eine für den Materialisten kitzlige Frage.

Von Hermann Freih. v. Holzhausen, Hartberg, Steiermark.

Es soll hier ein Thema behandelt werden, das geeignet ist, Licht in die Frage zu bringen: Ist der Geist eine Funktion des Gehirns oder hat der Geist das Gehirn gebaut.

Es gibt eine Stelle in der Geschichte der Obduktionen, an der die materialistisch eingestellten Mediziner sehr kitzlig sind, aber gerade deshalb müssen wir an dieser Stelle anpacken. Ich zitiere nun:

Dr. Ennemoser aus seinem Werk „Der Geist des Menschen": Das Bewußtsein, der Verstand und der Wille gehen bei sehr starken Verletzungen und

nach sicheren Beobachtungen bei gänzlicher Hirnauflösung (freilich nur in seltenen Fällen) nicht verloren, ja erleiden sogar nicht einmal eine auffallende Veränderung, wie es Leichenöffnungen oft gezeigt haben (mehrere in Heckers Annalen 1897, Oktober) und Hufeland hat im Journal der praktischen Heilkunde (Oktober 1838) einen höchst merkwürdigen Fall aufgezeichnet, wo ein zwar lange Zeit Kranker bis zur letzten Stunde seines Lebens nicht die geringste Spur von Geistesstörung hatte, wohl aber gelähmt war. Man fand den Hirnschädel wie eine leere Büchse, nur mit etwas Wasser gefüllt! Keine Spur von Gehirn, weder in den vorderen noch mittleren Gruben der Basis cranii, noch auf der Sella turicica. Die Geistesfähigkeit behielt er bis zum Tode. — —

von Kern spricht von einem Mann, der bei vollkommenem Bewußtsein plötzlich niederfiel und bald starb. Der größte Teil des ganzen Gehirns fand sich da in eine dem Eiter ähnliche Flüssigkeit aufgelöst, welche offenbar schon seit langer Zeit mit ganz normalem Denkvermögen bestanden hatte.

Hartmann: Geist des Menschen: Es gibt keinen Gehirnteil, den man nicht schon verhärtet, erweitert, gelähmt gefunden hätte, ohne Geistesstörung im Leben vorher.

Prof. Schmick: Beneke erzählte uns Studenten im Kolleg als feststehendes Faktum, man habe bei der Sektion in dem Gehirn des genialen Architekten Schinkel in Berlin, welcher doch mit nahezu vollem Bewußtsein gestorben war, nur mehr Häute, übrigens aber den Schädel völlig leer gefunden.

Dr. med. Ludw. Schleich: Da nun speziell im Weltkrieg des öfteren Gehirnverletzungen mit großem Substanzverlust beobachtet wurden, ohne daß die geistigen Fähigkeiten des Verletzten irgendeine Veränderung erfuhren. — Bezüglich Ihrer Anfrage versichere ich Sie der Wahrheit gemäß, daß ich mindestens 20 Fälle von Gehirnverletzungen behandelt habe, bei denen löffelweise ganglienenthaltende Gehirnmasse entleert wurde, ohne daß die geringste Störung der Intelligenz, des Zahlbegriffes, des Bewußtseins der Individualität zu bemerken war.

Es wäre noch weiter anzuführen, daß in jeder Irrenanstalt bestätigt werden könnte, daß die Fälle gar nicht selten sind, daß vollkommen vertrottelte, tierische Kranke kurze Zeit vor ihrem Tode plötzlich die Fähigkeit besitzen, klar, sogar sehr klar zu denken und ein vorzügliches Gedächtnis aufweisen. Nach der kurz darauf erfolgenden Öffnung des Schädels findet man, daß die Gehirnmasse zerstört, und entweder in eine unorganische jauchige Masse oder in Eiter übergegangen war.

Nach Feststellung dieser Tatsachen ergibt sich die interessante Frage: Womit haben diese Menschen teils ohne Gehirn, teils nur mit spärlichen Resten desselben ihren Denkprozeß betätigen können? Wie kann ein Gehirn funktionieren, wenn es gar nicht besteht? Man wird wohl nicht den Mut haben, die angeführten ärztlichen Kapazitäten einschließlich Hufeland als Lügner zu bezeichnen. Was aber dann? Dann bleibt für den Materialisten eben nur ein Achselzucken übrig, welche Geste besagen soll „ich weiß das nicht". Die Wissenschaft soll aber wissen!

Der Materialist kann also auf diese Frage keine Antwort geben. Sie löst sich aber leicht, wenn wir dem Geist die Primärität vor dem Leib zuerkennen.

Unser Schiller, der nicht nur schöne Rätsel gemacht, sondern auch so manches gelöst hat, sagt: Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Betrachten wir von dieser Warte aus die Frage, dann ist der Geist der Baumeister, der sich im Gehirn ein ihm zusagendes Haus gebaut hat.

Es kann der Fall eintreten, daß durch eine höhere Gewalt dieses Haus des Geistes ganz oder teilweise einstürzt. Und da können wir bildlich zwei mögliche Fälle erklären, ohne uns auf diese Erklärung — die nur ein Gleichnis sein soll — versteifen zu wollen. Es war der Baumeister Geist beim Einsturz seines Hauses nicht in demselben anwesend oder er war es und wurde unter den stürzenden Trümmern begraben. Im ersten, seltenen Fall, sehen wir den Geist, im übrigen ungestört, doch ohne Wohnung (Gehirn). Im zweiten Fall ist er ganz oder teilweise von den Trümmern des Gebäudes verschüttet, also behindert. Ganz ausdrücklich aber muß betont werden, daß der Geist als unsterblich auch unverletzlich ist. Der unter Trümmern liegende Geist ist vollkommen intakt. Das ist beim Irrsinn der Fall. Es gibt keine Geisteskrankheit, sondern nur eine Gehirnerkrankung. Es kann das Haus des Geistes (das Gehirn) einstürzen, der Geist wird hierdurch nicht berührt, wohl aber behindert und erwartet nun, daß man ihn unter den Trümmern hervorziehe, was Sache der Irrenärzte wäre.

Unseren auch heute noch bedeutendsten Psychiater, Dr. Karl du Prel studiert auch nicht ein Irrenarzt und doch könnten gerade diese unendlich viel von ihm zum Segen der Menschheit lernen. (Studien a. d. Gebiete der Geh. Wissenschaften, die Mystik im Irrsinn.)

Ich meine, daß die Beantwortung der kitzligen Frage hier auf nicht materialistischer Grundlage gelungen ist und es wäre erfreulich, wollte endlich auch ein Materialist zu ihr Stellung nehmen, aber nicht mit nur Achselzucken.

Die magnetische Mumienbildung.

Nach Prof. Henry Durville, Dir. der Ecole de Magnétisme.
(Académie de Paris, Sorbonne).
Referat von Fritz Maerkert, Berlin.

Es ist bekannt, daß der menschliche Magnetismus sich unter gewissen Voraussetzungen der Verwesung entgegensetzen kann. So hat man gesehen, wie durch magnetische Behandlung bei menschlichen und tierischen Geweben die Mumienbildung eintrat, wie Blumen, Pflanzen und Früchte eintrockneten und sogar das Wuchern der Krankheitserreger zu einem Stillstand kam. Diese Wunder sind bekannt. Zahlreiche Male sind sie festgestellt worden, aber niemals hat man weder die Ursachen genau erklären noch angeben können, ob diese Wirkungen physikalischer, chemischer oder anderer Natur sind.

Indessen bleibt es unbestreitbar: die Tatsachen sind da. Niemand wird sie in Abrede stellen können. Und es sind keine zufälligen Feststellungen. Nicht zufällig hat man einmal eine Mumienbildung, die gar nicht beabsichtigt war, herbeigeführt. Im Gegenteil, die Versuche sind bewußt gemacht worden, und die erreichten Ergebnisse sind unter den angegebenen Verhältnissen stets dieselben gewesen. Das ist für wissenschaftliche Versuche vollkommen zu nennen.

Der erste Versuch beläuft sich auf das Jahr 1912. Zuerst waren die Psychisten und die von diesen zur Bestätigung herbeigerufenen Kreise sehr für die eigenartige Macht der Mme. V. interessiert. Durch einfaches Auflegen der Hände hatte Mme. V. vermocht, namentlich flache Fische, Austern, Fleischstücke, Orangen, Vögel, eine Rose und einen kleinen Löwenmaulzweig auszutrocknen. Aehnliche Stoffe, die sie als Zeugen genommen und sich selbst überlassen hatte, waren in Verwesung übergegangen.

Zuerst waren die Versuche der Mme. V. von den Doktoren Clarac und Llaguet kontrolliert worden. Ebenso wurden die Doktoren Geley und Gaston Durville herbeigerufen, um sie gleichfalls zu bestätigen. Die Doktoren Clarac und Llaguet veröffentlichten damals einen ausführlichen Bericht, der nicht verfehlte, sehr viel Streit zu erregen. So waren die Anfänge einer neuen Verwendungsmöglichkeit des Magnetismus, der in der Folge sehr viel von sich reden machen sollte. —

Zur Kontrolle unternahm man neue Versuche, die jede Möglichkeit zu zweifeln vernichten sollten. Der erste war die Mumifizierung einer Hand durch meinen Bruder, den Doktor Gaston Durville.

Nicht nur von den Spezialzeitschriften für physische (physikalische) Wunder, sondern auch von der großen Presse, die sich dafür lebhaft interessierte, waren die Versuche der Mme. V. der Öffentlichkeit bekannt gegeben worden. Eines Tages — es war im Januar 1913 — brachte der Sohn des Dr. Socquet, eines praktischen Arztes, Mme. Vercély eine Hand, die diese an meinen Bruder weitergab. Es war die Hand eines Menschen, der durch eine Leuchtgasvergiftung ums Leben gekommen war. Sie war am Handgelenk abgetrennt worden. M. Socquet verlangte, daß man an dieser Hand den Versuch der Mme. V. wiederholen und versuchen sollte, sie zu mumifizieren. Dr. Gaston Durville hatte noch niemals einen derartigen Versuch gemacht. So wußte er nicht, was mit dieser sehr fleischigen und fetten Hand, die von einem Selbstmörder stammte, der sich das Leben mit Leuchtgas genommen hatte, was bekanntlich eine sehr schnelle Zersetzung bewirkt, geschehen könnte. Denn die Verwesungsgefahr mußte nur beschleunigt worden sein durch die Tatsache, daß die Hand aus einem Gefrierapparat genommen und plötzlich an die frische Luft gebracht worden war.

Die Hand wurde auf einen Teller gelegt, und in ein kleines Laboratorium gebracht, das mein Bruder im Zwischengeschoß seiner damaligen Wohnung in der Rue Pétrarque besaß. Keine besondere Sorgfalt wurde angewandt. Man ließ die Hand an der freien Luft, ohne auch nur den Versuch zu machen, die umgebende Temperatur zu mäßigen. Unter diesen Umständen war es also sehr einfach, daß mein Bruder den Versuch wagte, den man ihm abverlangte. Er selbst magnetisierte dieses anatomische Stück, wobei er sich von zwei Mitarbeitren, Mme. Reynaud und M. Elie Picot, die zu dieser Zeit in seiner Klinik beschäftigt waren, helfen ließ.

Anfangs wurden täglich 3 Sitzungen, wobei es gleichgültig war, ob von diesem oder von jenem Mitarbeiter, vorgenommen, je nachdem wie sie gerade über freie Zeit verfügten. Jede Sitzung dauerte etwa ¾ Stunden. Das Mittel, das man beim Magnetisieren anwandte, war das Heranbringen der Hand des Magnetiseurs auf einige Zentimeter an die Totenhand; hierauf ein langsames Streichen.

Dr. Gaston Durville hat sorgfältig alle Einzelheiten des Versuchs und die geringsten Umstände aufgezeichnet und daraus einen Bericht verfaßt, den er uns beim „2. Congres international de Psychologie experimentale", der uns im März 1913 in Paris zusammenführte, vorlegte. In dem betreffenden Band wird man Berichte finden, die wir darüber veröffentlicht haben. Es sind dies genaue Einzelheiten, über die wir uns hier nicht näher auslassen können. Wir bringen nur außerhalb des Textes nochmals die Photographien (Fig. 1 Handrücken- und Fig. 2 Innenflächen-Ansicht) dieser Hand. Es sind dies Photographien, die in unserer Veröffentlichung zu der Zeit erscheinen, als die Mumienbildung erreicht worden war.

Das war ein gar gewaltiger Erfolg. Die Hand wurde so vollkommen als möglich mumifiziert. Vom ersten Tage an verbreitete sie niemals schlechten Geruch. Die Austrocknung geschah nach und nach in der Zeit vom 6. Februar 1913 bis zum 22. März desselben Jahres. Die Doktoren Allendy, Vergnes, Horace Flach, Ridet Vas und Cabanes sowie mehrere Psychisten verfolgten den Versuch, bis die Hand steinhart geworden war.

Die Hand brauchte also fast 2 Monate, um zur Mumie zu werden. Sie trocknete langsam aus.

Am 9. Februar begann die Haut gelb zu werden; am 11. war die Austrocknung noch mehr fortgeschritten.

Am 21. Februar begannen die Fingerglieder auszutrocknen, zugleich mit ihnen die Schnittfläche. Alles wurde sehr hart, rot und steif. Handfläche und -rücken trockneten hierauf ebenfalls aus. Die Hand, die am 29. Januar 1913 410 Gramm wog, ging bis auf das Gewicht von 289 Gramm (am 25. März 1913) zurück. Augenblicklich, während wir diesen Artikel schreiben, befindet sie sich hier auf unserem Schreibtisch. Soeben haben wir ihr Gewicht geprüft. Es beträgt jetzt 215 Gramm, hat also in mehr als 20 Jahren 74 Gramm verloren.

Sobald die Hand zur Mumie umgebildet worden war, wurde sie für diejenigen, die sich dafür interessierten, sichtbar. Damit sie jeder besichtigen und betasten konnte, ging sie von Hand zu Hand, und viele Gelehrte und Neugierige haben die Gelegenheit wahrgenommen, mit ihr bekannt zu werden. Auf dem Kongreß, bei dem sie den Glanzpunkt abgab, wurde sie der Gegenstand einer einmütigen Bewunderung, war sie doch die augenscheinliche Darstellung einer neuen oder zumindest wenig bekannten Macht.

Die große Presse, die sich stark dafür interessierte, berichtete das Experiment in allen seinen geringsten Einzelheiten. Alle Journalisten und viele andere Personen konnten die Hand, die absolut trocken und steinhart war, sehen und anfassen. Als der Kongreß vorüber war, nahm Dr. Gaston Durville den Gegenstand seines Versuchs mit sich und stellte ihn auf seinen Schreibtisch. Dort benutzte er diese Hand als Briefbeschwerer. Sie verlangte keine besondere Pflege und wurde auch keiner neuen Magnetisation unterzogen. Bis Mitte 1914 erhielt sie keine andere Behandlung als einmal einen Stoß mit dem Federbesen oder eine Reinigung wie andere Nippsachen auch.

Da kam plötzlich der Krieg. Die Hand wurde, solange mein Bruder im Felde war, in einem Schrank aufbewahrt und von niemanden besonders beachtet. Ebenso war es dann in der Folgezeit. Vor einigen Monaten gab sie mein Bruder mir, damit ich sie in das „Musée d l'Eudianum" brächte, wo sie ausgestellt werden sollte. Seit 1913 hat die Mumienhand keinerlei Veränderung aufgewiesen. Sie ist rotbraun, ja fast schwarz, sie hat nur wenig von ihrem Gewicht verloren und hat sonst das alte Aussehen bewahrt. Seit 20 Jahren hat sie niemals Geruch oder irgendwelche Spuren von Verwesung gezeigt. Es ist ein wunderbarer Erfolg, besonders wenn man bedenkt, daß diese Hand von einem Körper stammt, der in einem Gefrierschrank aufbewahrt worden ist. Man weiß ja, mit welcher Geschwindigkeit die organischen Substanzen zerfallen, die sich in gefrorenem Zustand befunden haben und dann an die frische Luft gebracht werden.

Man hat — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — eingewendet, daß sich ja der Versuch nur auf eine Hand beschränkt hätte und daß der Versuch erst wirklich beweiskräftig wäre, wenn man sich beider Hände bedient hätte. Die Verwesung der einen Hand hätte dann als Zeuge für die Erhaltung der anderen gedient. Ja, gewiß das wäre besser gewesen, und Dr. Gaston Durville war der erste, der das beklagte. Von Anfang seines Versuches an hat er bedauert, daß er nur eine einzige Hand erhalten hatte. Aber da dies ein absolut neuer Versuch war, und er, um die Verwesung zu vermeiden, sich beeilen mußte, unternahm er das Experiment trotzdem. Würde der Versuch gelingen, so wäre das zwar kein absoluter Beweis, aber doch ein Zeichen, das andere Forscher anreizen würde, seine Arbeit unter besseren Bedingungen zu wiederholen.

Seitdem haben sich eine Anzahl Magnetiseure in dieser Richtung beschäftigt. Auf verschiedene Arten haben sie den Versuch durchgeführt, denn der Besitz einer menschlichen Hand ist nun einmal nicht alltäglich.

Mme. Vercély gelangen Mumienbildungen durch Magnetisieren bei platten Fischen, bei Orangen, Koteletten und — noch besser — bei einer Maus.

Seither besitzt fast jeder Magnetiseur seine steinharten Mumien-Koteletten oder -schnitzel. Manche haben mit Erfolg an den Stücken einer Leber gearbeitet, und ein anderer hat neuerdings die Mumienbildung einer Ratte erreicht. Wieder andere haben Blumen ausgetrocknet, ohne daß diese dabei ihre Farbe verloren haben.

Neuerdings gelang es Mme. et M. Burnet (Brunet?), welche 2 Fische magnetisierten, diese nach 10 Tagen vollständig zum Austrocknen zu bringen. Ein wenig später gelang es denselben beiden Operateuren, ein Kalbsherz vollkommen zu mumifizieren. Dieses Herz war vollständig unversehrt und bleibt in einem bemerkenswerten Zustand erhalten.

Dieser Versuch mit dem Kalbsherz ist aber dadurch besonders interessant, daß Mme. et. M. Burnet, während sie dieses Herz magnetisierten, ein anderes Herz von demselben Gewicht und von derselben Form gewissermaßen als Zeugen in die Nachbarschaft des magnetisierten Herzens gelegt hatten. Man konnte es aber dort nicht bis zum Schluß liegen lassen, denn es machte sich sehr bald bemerkbar, indem es nach Verwesung „duftete". So mußte man sich schon dazu entschließen, es zu entfernen. Um so größer ist der Erfolg zu nennen, wenn es, wie bereits erwähnt, gelang, das magnetisierte Herz vollkommen in eine Mumie zu verwandeln.

Dr. Ed. Bertholet (Lausanne) hat diesen Versuch mit einem Herz etwas abweichend und unter günstigeren Voraussetzungen durchgeführt.

Man kann tatsächlich einwenden, daß 2 Herzen, so gut man sie auch ausgesucht haben mag, niemals absolut gleich sein können, und daß das Ergebnis doch nicht so sicher ist, wie man es wünschte. Gewiß, dieser Einwand hat seine Berechtigung und Dr. Bertholet hat ihm aus dem Weg gehen wollen. Daher hatte er ein Zickelherz in 2 genau gleiche Teile geschnitten. Der eine Teil sollte magnetisiert werden, der andere bei dem Versuch als Beweisgegenstand dienen. Man könnte ja wohl kaum 2 Dinge finden, die einander mehr gleichen. Was das erhaltene Ergebnis anbetrifft, so lese man, was Dr. Bertholet geschrieben hat:

„Innerhalb von 15 Tagen haben wir die Mumienbildung erreicht, indem wir regelmäßig früh und abends magnetisierten. Während dieser Zeit ging die andere Hälfte, die als Beweisgegenstand aufbewahrt, aber sich selbst überlassen war, in gasförmige Verwesung über und ließ dabei einen widerlichen, Uebelkeit erregenden Eiter fahren."

„Okkulte Bildfolgen" in „illustrierten Zeitschriften". I.

„Magie auf 300 Meter Film".

Daß das Interesse an den metapsychischen Erscheinungen in Deutschland geknechtet werde und wenigstens von außen gesehen, schwinde, könnte nur jemand schlechten Willens behaupten. Mir will es eher scheinen, als ob die Angriffe, welche heute übrigens durchaus nicht lauter geworden sind, das Interesse vermehrt und vertieft hätten. Gerade die illustrierten Zeitschriften liefern einen Maßstab für dieses zunehmende Interesse, insofern sie ja die Themata allgemeiner Anteilnahme ihrer Käuferschaft, d. h. des Volkes, behandeln müssen, um existieren zu können. Eben diese illustrierten Zeitschriften aber haben das Gebiet der Metapsychik im Jahre 1938 beackert, wie m. W. noch niemals zuvor. Und zwar in einer derart positiven Weise, daß sie selbst mir als Metapsychiker, wie man sagt: erheblich auf die Nerven gegangen ist.

Findet sich doch da in der „Berliner Illustrirten Zeitung" Nr. 24, Jahr 1938, unter „Magie auf 300 Meter Film" ein Bildbericht, der nichts weniger erweisen müßte, als die Realität des indischen sog. Seiltricks. Zwei volle Seiten mit 14 Einzelbildern und ausführlicherer Beschriftung sind dem Gegenstande gewidmet. Ich lasse diese Unterschriften — ohne die feuilletonistischen Stichworte — folgen: Wenn der Sadhu seine Vorführung beginnt, versetzt er sich durch Einatmen narkotischer Dämpfe angeblich in Trancezustand. Sein wildbebartetes Gesicht ist nebelumwallt, und seine Hände vollführen zuckende Bewegungen. Dieses Vorspiel, das selten fehlt, dauert oft eine halbe Stunde, und sein Zweck, die Zuschauer einzufangen und befangen zu machen, wird immer erreicht. — Mit raschen Schritten tritt der Sadhu vor sein Publikum. In seinen Händen schwingt er ein Seil. Er wirft es hoch, und wie ein Bambusstab bleibt es gerade und fest in der Luft stehen. — Auf die richtige Stellung kommt es an! Der Sadhu hat seine gläubigen Zuschauer so aufgestellt, daß sie in den hellsten Himmel schauen müssen. — Ein Hindujunge ist vor das Seil getreten. Ein lauter Befehl des Meisters, und schon packt er es, klettert daran empor und . . . löst sich vor den Augen der Zuschauer in Nichts auf. Der Film stellt hier den Vorgang so dar, wie ihn die gespannt nach oben starrende Menge zu sehen glaubt. (Zu Abb. 4 bis 7). — Noch einmal müssen sich die Zuschauer dem hypnotisierenden Blick des Sadhu ausliefern, ehe sie das zweite Wunder sehen dürfen: Der Sadhu klettert, ein Schwert zwischen den Zähnen haltend, dem Knaben nach. Schreie tönen von oben herab, und dann fallen die Glieder, der Kopf, der Rumpf des Knaben den entsetzten Zuschauern vor die Füße. (Zu Abb. 8 bis 11). — Die Hitze, die flimmernde Luft und die Atmosphäre des ganzen Schauspiels haben aus den Zuschauern willfährige Werkzeuge des Magiers gemacht. Sie sehen nicht mehr, was ist, sondern was sie zu sehen erwarten, und voller Entsetzen sind sie dem Schauspiel gefolgt. — Der Sadhu steht plötzlich wieder auf dem Boden. Er breitet ein grellweißes Tuch auf dem Sand aus und schwingt beschwörend sein Schwert darüber. Dann . . . — . . . reißt er das Tuch rasch nach oben und . . . der verschwundene zerstückelte Hinduknabe kommt unversehrt zum Vorschein. Keuchend wie nach einer großen Anstrengung sinkt der Sadhu in sich zusammen, aber er hat noch Kraft genug, seine flinken schwarzen Augen hinter dem Knaben herzuschicken, der die Bettelschale ergriffen hat und zum Schluß von seinen Bewunderern den Bakschisch fordert.

Ich habe unter „Das sog. Mangophänomen der indischen Fakire und verwandte Erscheinungen" gerade diesen Fragen in der Z.mp.F. (Heft 2/3 Jhg. 1930 u. folg.) eine eingehendere Bearbeitung gewidmet. Wer auch nur diesen Beitrag kennt, weiß sehr genau, daß es eine umfangreiche negativistische Literatur gibt, welche — oft genug unter der üblichen Selbstbeweihräucherung mit feindseligsten Ausfällen gegen Forscher, die anderer Meinung sind — den „Seiltrick" und die verwandten Erscheinungen als Fabel bewerten. Und hier ein Film von 300 Metern zu eben diesem „Seiltrick"? Obendrein den Bildern nach ein solcher, der meine Auffassung in der vorgenannten Bearbeitung haargenau bestätigen würde?!

Ich wandte mich nun am 17. 7. 38 zunächst an den „Deutschen Verlag" um nähere Angaben, der mich am 19. 7. an den Bildervertrieb Schr. (Berlin) wies, von dem er die Bilderfolge erhalten habe. Das tat ich am 21. 7. mit dem Erfolge einer

Antwort vom 24. 7., daß die Bildserie mit sehr spärlichen Titeln von seinem englischen Agenten" erhalten sei, an den nunmehr meine Anfrage weitergeleitet sei. Ich möchte mich bis zum Eingang dieser Antwort gedulden. Im Moment seien auch keine Abzüge vorrätig, die ebenfalls erst in England angefordert werden müßten. — Meine weiteren Korrespondenzen an denselben Bildervertrieb (vom 29. 7. und 15. 9.) blieben überhaupt unbeantwortet, die englische Lieferfirma wurde nicht genannt. Auch eine erneute Nachfrage vom 16. 11. an den Verlag, bei den bisher negativen eigenen Bemühungen doch von sich aus zur Klärung beizutragen, brachte in der Beantwortung vom 7. 12. nur den Hinweis, daß auch dem Verlage „leider die Möglichkeit fehle, Näheres über die Herkunft der Fotos festzustellen". Auch der Verlag hatte von dem Bildervertrieb Schr. „den Namen des englischen Bildlieferanten nicht in Erfahrung bringen können. Aus sehr begreiflichen Gründen sträuben sich die Bildagenturen, die Namen ihrer Lieferanten und Mitarbeiter dritten Personen bekanntzugeben. Wir selbst halten uns sogar hinsichtlich unserer eigenen Mitarbeiter nicht einmal für berechtigt, deren Anschriften weiter zu geben."

Ich hatte diesen Ausgang schon vorausgesehen und mich daher bereits am 27. 10. an Herrn F. W. W a r r i c k, L o n d o n, gewandt, unter Beifügung der Bildfolge aus der „B.I.Z." mit der Bitte, mir doch mitzuteilen, was in London über diesen „Seiltrickfilm" bekannt sei, der ja doch von einer englischen Agentur geliefert sein sollte. Herr Warrick, dem die Z.mp.F. bereits eine Reihe wertvollster kritischer Beiträge besonders zum Problem der sog. Extras verdankt, hatte die große Freundlichkeit, sich sofort wegen der Beantwortung zu bemühen. Er schrieb (übersetzt Hrsg.) am 1. 11. 38: Ich habe nach 2 Richtungen hin Nachforschungen angestellt: 1.) bei einem befreundeten Herrn der Schriftleitung einer Londoner Filmzeitschrift größter Verbreitung. Dieser habe ihm erwidert, daß er nichts von einem solchen Film als in London vorgeführt gehört habe und daß es sehr schwierig sei, über Kurzfilme Informationen zu erhalten, da sie in Vielzahl auf den Markt gebracht und oft nicht einzeln, sondern in Sätzen verkauft würden. 2.) bei seinem Freunde Dr. Fodor, der einer der Hauptberichterstatter für die Presse über metapsychische Belange ist und als solcher die ganze wesentliche englische Fachliteratur liest. Dr. Fodor erklärte, daß er niemals eine kürzliche Illustration zum „Seiltrick" oder irgendeine Erwähnung einer solchen gesehen habe. Warrick fügt hinzu, daß der deutsche Artikel in der „B.I.Z." den Namen des „Sadhu" nicht angegeben habe, aber ein indisches Seiltrick-Medium Karachi scheine einen stählernen „Tubus" von seilartiger Konsistenz zu haben. Er könne allerdings nicht einsehen, wie ein solches Stahlseil verwendet worden sein könnte.

Diesen Ausführungen ließ Herr F. W. Warrick am 14. 11. eine briefliche Erklärung eines der Herren der Leitung des „British Film Institute" vom 11. 11. zu seinen Händen folgen, welche besagt: Im weiteren Verfolge meines Briefes vom 7. 11. habe ich als autoritative Beurteilung erhalten, daß die betreffenden Photographien eine Täuschung sind und daß das sog. Seil („rope") nur eine Zeichnung ist.

Es hat also eine ziemlich umfangreiche Nachforschung nach der Herkunft der Bildfolge in der „B.I.Z.", um die sich Herr F. W. W a r r i c k in dankenswertester Weise besonders bemüht hat, ein rein negatives Ergebnis gehabt. Bei dem Fehlschlagen schon der ersten Bemühungen bei dem Bildervertrieb Schr. zweifelte ich nicht mehr daran, daß hier eine Irreführung vorliegt, die ich als eine ganz gröbliche bezeichnen muß; um so mehr, als sie sich — wenigstens aus der vorliegenden Bildfolge — im einzelnen nicht überall erweisen läßt. Das im 1. Bilde (als eine Art „Großaufnahme", wie Bild 11) gebrachte Gesicht des „Sadhu" im Dunst „narkotischer Dämpfe" ist das einer mitteleuropäischen Jahrmarktstype, aber nicht eines Inders. Das auf dem 2. Bilde geschwungene Seil halte ich für eingezeichnet. Die Personen auf dem 3. Bilde könnten z. T. eher den Eindruck von Orientalen erwecken, die (ohne „Phänomen") schräg in die Höhe schauen. Die zusammengehörende Folge Bilder 4 bis 7 macht im 5. Bilde, das den kletternden Jungen zeigt, einen echten Eindruck. Im 6. Bilde darüber erscheint der Junge nur nebelhaft; zweifellos liegt hier eine Nachhilfe vor, etwa so, daß der „kletternde" Junge neben der „Stange" in seinem Körperumriß durch Abdecken der Normalaufnahmen mit mehr oder weniger lichtdurchlässigem Papier nur schwach kopierte (Die „Stange" mit den Arm-Handansätzen ist unabgedeckt geblieben und steht im vollsten Gegensatz zum übrigen Körper; diese „Stangen"-Partie auch ohne Verbindung mit der oben und unten hinzugezeichneten „Stange" im übrigen).

Die Bilder 8 u. 9, auf denen scheinbar die Körperteile des Jungen herunterfallen sollen, sind jedenfalls obendrein ungeschickte schlechte Einkopierungen. Das Gesicht des Zuschauers, eines Knaben, im 12. Bilde hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit jenem

eines Orientalen; es ist das eines Mitteleuropäers. Der Vergleich des 13. Bildes, auf dem der Junge vom Tuche verdeckt liegt, mit dem 14. Bilde, auf dem der „Sadhu" das Tuch von dem nun frei sichtbaren Jungen fortgerissen hat, läßt keinerlei aus der Erregung der Vorgänge bei Echtheit doch sicherlich sich ergebenden Änderungen des Ausdruckes, der Haltung der Zuschauer erkennen. Ein gesichert negatives Ergebnis in allem Wesentlichen.

Während sich also die ernste metapsychische Forschung unter größten Opfern und nicht eben selten persönlichsten Verunglimpfungen und Anfeindungen bemüht, Licht in das Gebiet im Ganzen und im Einzelnen zu tragen, wird hier das allgemeine Interesse an ihm, wenn auch in anderer, so doch m. E. ebenso zu verurteilender Weise verdienerisch ausgenutzt, wie es sonst den Wahrsagern, Hellsehern, Pendeldiagnostikern u.s.f vorgeworfen wird.

Wäre diese Bilderfolge eine Einzelerscheinung innerhalb der illustrierten Zeitschriftenliteratur gewesen, hätte es sich vielleicht nicht verlohnt, ihr so viel Raum der Kritik zu widmen. Das ist aber nicht der Fall, wie der Teil II zeigen wird.

Der Herausgeber.

„Die wilde Jagd".

Herr Rechtsanwalt und Notar Dr. Richard Winterberg, Schenefeld (Mittelholstein), dem unter manchem anderen auch die Unterlagen für den Beitrag: „Verhexen, Raten, Böser Blick" (5. u. 6. Heft Jhg. 1938 der Z.mp.F.) zu danken waren, sandte die Beilage der „Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung" der Nr. 301 (Weihnachten 1938) ein. In der Beilage dieser Landeszeitung finden sich manchesmal, wie er hinzufügt, kurze Hinweise auf alte Sagen, gelegentlich auch mit okkultem Hintergrund. Dieses Mal unter dem Thema: „Die ‚Wilde Jagd' in Schleswig-Holstein".

Ernst Edgar Reimerdes gibt hier einen Einblick in die ortsmäßig sehr verschiedenen Einzeldarstellungen, in welchen die Bevölkerung diese „Sage" gestaltet hat. Aus ihnen sei herausgegriffen, was zu Dithmarschen gesagt wird:

In Dithmarschen begleiten ihn seine beiden Raben. Namentlich am Weihnachtsabend soll er sich den Menschen zeigen. Sein Pferd hat nur drei Beine, läuft aber trotzdem schnell wie der Wind. Manchmal erscheint er als alter Mann, der den Kopf mit dem langen Bart unter dem Arm trägt, manchmal als schöner, freundlicher Jüngling. Wo er bei Nacht vorüberzieht, stürzen alle Zäune krachend zusammen, sie richten sich jedoch am anderen Morgen unbeschädigt wieder auf. Selten tut er einem Menschen etwas zuleide, er soll aber manchen schon beschenkt und reich gemacht haben, indem er ein Stück von seiner Jagdbeute zurückließ, das sich hinterher in Gold verwandelte. Wo man für sein Roß Futter hinlegt, zeigt er sich dadurch erkenntlich, daß er die Felder segnet, die dann reiche Früchte tragen.

Herr Dr. Winterberg fügt aus Eigenem brieflich folgendes hinzu:

Offenbar hat diese Sage — vgl. auch Storm's „Schimmelreiter" — einen okkulten Hintergrund, d. h. es müssen doch wohl bestimmte Spukerscheinungen den Anlaß oder die Bestätigung zu der Sage gegeben haben. Mir selbst ist nur ein einziger Bericht erinnerlich. Vor längeren Jahren erzählte mir meine Tante, Fräulein Lina W., Tochter des Pfarrers W. in Korbach (Waldeck), daß ihr Bruder Julius W. — später Rechtsanwalt und Gutsbesitzer in Korbach — in einer Nacht zusammen mit seinem Vater, dem Pfarrer W. in Korbach, den Weg vom Dorfe Berndorf nach Korbach zu Fuß zurückgegangen seien; beide kamen von dem dortigen Pfarrhause, wo sie gemeinschaftlich Schach gespielt hatten und es sei beiden auf diesem Nachhausewege eine Art lustiger Spuk vorbeigebraust, etwa mit Hundegebell und Jägerrufen. Nach der Person der Berichterstatterin — mein Onkel Julius W. ist bereits im Jahre 1907 verstorben — möchte ich diese Schilderung für glaubwürdig halten.

Zum Prozesse, der dem oben genannten Beitrage über das „Verhexen" zugrunde lag, gibt Herr Dr. Richard Winterberg bei dieser Gelegenheit noch einen interessanten Nachtrag:

Zum eingangs erwähnten Beleidigungsprozeß fällt mir noch etwas ein, was im Prozeß selbst auf Wunsch des Beklagten und des betreffenden Zeugen schriftsätzlich aber nicht vorgebracht werden sollte.

Die Klägerin hat noch andere Verwandte, darunter als Neffen einen Handwerksmeister in Hademarschen, welcher durchaus sachlich und nüchtern urteilt, übrigens auch von stärkerer Intelligenz ist, wie seine geschäftlichen Erfolge beweisen. Er fährt öfters

mit seinem eigenen Personenauto über Land, um Kunden zu besuchen und nahm auch einmal seine Tante, die Klägerin, aus Gefälligkeit nach Kiel mit. Die Rückfahrt von Kiel war nun für ihn, wie er mir ausführlich mündlich erzählte, die sonderbarste, die er gehabt hatte. Es geschahen ihm 2—3 mal unerklärliche Pannen bezw. Verfahren mit dem Wagen, besonders an einer allen Autofahrern bekannten scharfen Kurve — die sämtliche Fahrer mit besonderer Aufmerksamkeit beobachten — fuhr er gerade aus, d. h. in falscher Richtung anstatt rechts einzubiegen und mußte dann nach einiger Zeit umkehren. Dies fiel ihm als sehr sonderbar auf, wie auch irgend ein plötzlicher Schaden an der Maschine usw. Er war hinterher fest davon überzeugt, daß nur die Anwesenheit der Tante hierzu die Ursache war, bat aber dringend, keinesfalls als Zeuge hierfür geladen zu werden. Ein Streit oder Gegensatz zwischen Herrn B. und seiner Tante bestand nicht, wie er mir auf Befragen erklärte. Es liegt also hier der Fall vor, den Sie in Heft 6 schildern, daß nämlich merkwürdige Fernwirkungen offenbar auch völlig unbewußt ausgehen können.

Ich hielt Herrn B. auch die Unwahrscheinlichkeit vor, einerseits mangels Feindschaft, andererseits wegen eigener Gefährdung der Tante im Auto und kamen wir dann weiter ins Gespräch, ob er denn sonst noch einen anderen ähnlichen Fall kenne, was er bejahte und zwar mit der Begründung, daß es eben derartige Einwirkungen gebe und daß die betreffenden Menschen seiner Ansicht nach gewissermaßen zwangsmäßig so handeln müßten.

B. hatte nämlich vor einiger Zeit 3 junge Schweine in Mast gehabt und kam gelegentlich ein älterer Mann aus der Nachbarschaft, der die Schweine besichtigte. Herrn B. fiel auf, daß die Schweine, die sonst gesund waren, an Gewicht garnicht zunahmen und stellte auch den betreffenden Mann einmal zur Rede, als dieser die Schweine wieder einmal besah und fragte ihn: „Was machst Du da?" Der betreffende Mann erwiderte nichts, sondern ging fort. Da aber die Schweine, wie gesagt, nicht zunahmen, verkaufte B. die Tiere und wurden sie dann an dritter Stelle normal gemästet. Auf Befragen bestätigte B. auch hier, daß er mit dem betreffenden Mann keinerlei Differenzen oder Feindschaft gehabt habe, daß er sich aber andererseits die schädliche Einwirkung auf die sonst gesunden Schweine nur durch eine merkwürdige Art von Einfluß erklären könne. B. meinte eben zum Schluß ganz sachlich, daß der betreffende Mann gewissermaßen so handeln müsse, um sich selbst von der schädlichen Belastung zu befreien.

Ein metapsychisches Erlebnis.

Am 15. April 1934 schrieb mir mein Freund Studienrat Emanuel Forchhammer in Magdeburg, daß er und seine Frau meiner Einladung folgen und mich, wie alljährlich, während der Pfingstferien besuchen wollten. Sie würden am Freitag dem 18. Mai hier eintreffen und bis Mittwoch, dem 23. Mai bei uns bleiben. Er fügte hinzu „Hoffentlich ist meine Trigeminus-Neuralgie bis dahin endlich besser."

Zwei Tage darauf, schrieb seine Frau, daß auf ärztlichen Rat — auch Forchhammers jüngster Sohn ist Arzt — der Trigeminus durchschnitten werden sollte, und daß dadurch das Leiden endgültig beseitigt werden sollte. Ich erhielt dann noch einen Brief meines Freundes vom 20. April, eine Karte seines ältesten Sohnes (Offizier) vom 24. April und eine Karte meines Freundes vom 26. April. Er teilte mir mit, daß er sich zu der Operation entschlossen habe, und daß er darauf, sobald wie möglich zu uns kommen und bis zum Juli hier bleiben könnte, da er Nachurlaub erhalten würde. Der Tag, an dem die Operation stattfinden sollte, wurde mir nicht mitgeteilt. Ich erfuhr davon erst durch eine Karte der Frau meines Freundes am 6. Mai, drei Tage nach der Operation. Sie schrieb, daß mein Freund am Donnerstag, dem 3. Mai, operiert worden sei.

Am Tage der Operation, also am 3. Mai, träumte ich folgendes: Ich saß an meinem Schreibtisch, als mir auffiel, daß die alte Uhr (sie ist gerade 99 Jahre in unserer Familie, — ein Hochzeitsgeschenk für meine Großeltern im Jahre 1839) den Rhythmus ihres Tickens änderte. Anstatt normal, wie bis dahin, begann sie im Dreivierteltakt zu ticken. Ich hatte das Gefühl daß das ein Zeichen eines bevorstehenden Unglücks sei. Gleich darauf begann die in meiner daneben liegenden Bibliothek befindliche alte Wanduhr in derselben, mir unheimlich scheinenden Weise zu ticken. Und dann ertönte aus der Uhr in meinem Arbeitszimmer, der Uhr meiner Großeltern, eine leise, hohe, heisere Stimme: „Gleich ist alles vorüber". Beim Erwachen hatte ich eine so deutliche Einnerung an den Traum, wie es selten vorkommt. Bei dem Morgenkaffee erzählte ich meinen Angehörigen den Traum, und ungefähr zwei Wochen später erzählte ich ihn der Frau

meines Freundes. Sonderbarerweise kam mir nicht der Gedanke, daß der Traum sich auf eine ungünstige Wendung im Befinden meines Freundes beziehen könnte.

Am Morgen des 10. Mai sagte meine Mutter zu meiner Frau und mir, sie glaube, daß Emanuel in der vergangenen Nacht gestorben sei. Sie habe gegen Morgen wachend im Bett gelegen, als es mit zwei starken Schlägen an ihre Tür geklopft habe. (Meine Mutter hatte die Gewohnheit, wenn sie während der Nacht aufwachte, das Licht einzuschalten und vor dem Einschlafen zu vergessen, es auszuschalten. Wenn ich beim Zubettgehen bemerkte, daß hinter ihrer Schlafzimmertür ein Lichtschein war, pflegte ich sie durch leises Klopfen an das Löschen des Lichtes zu erinnern.) Sie habe gerufen „Ich mache das Licht gleich aus". Darauf habe es nochmals zweimal stark geklopft. Sie habe geglaubt, daß irgend etwas vorgefallen sei, sei aufgestanden und habe die Tür aufgeriegelt. Es sei niemand dagewesen, und auch in meinem Zimmer, wohin sie gegangen sei, sei es bereits dunkel gewesen. Da sei ihr zum Bewußtsein gekommen, daß es in der meinem Freunde eigenen energischen Art geklopft habe, im Gegensatz zu meiner Gewohnheit, sehr leise zu klopfen, um sie nicht zu erschrecken. Da habe sie gewußt, daß Emanuel gestorben sei.

Am 11. Mai erhielt ich einen Brief der Frau meines Freundes vom 10. Mai, der mit den von meiner alten Uhr gesprochenen Worten begann: „Nun ist alles vorüber. Heute Morgen, am Himmelfahrtstage, um 4 Uhr, ist Emanuel eingeschlafen."

Eine Nachricht habe ich später von meinem Freunde nicht erhalten können, obgleich ich mehrmals um eine solche bat. Vor kurzem klopfte meine, inzwischen verstorbene Mutter mit dem Tisch: „Emanuel bat mich, dir zu sagen, daß er lebt."

Ich habe oft zu Lebzeiten meines Freundes über spiritistische Dinge mit ihm gesprochen. Leider war er ganz materialistisch eingestellt, im Gegensatz zu seinen Eltern. Sein Vater, der Kontrapunktiker Posessor Forchhammer, hat sich mit okkulten Studien befaßt und mir oft davon erzählt. Direktor M. Falcke, Gernrode (Harz).

„Tiere als Richter".

Zu diesem nicht selten berichteten und viel umstrittenen Thema sandte Herr P. Tietsch (Berlin-Schöneberg) das Beiblatt des „Berliner Tageblatt" Abendausgabe vom 19. 8. 38 ein. Gerda von Below berichtet dort von einem Fall, in dem ein Junge aus einem Storchennest auf dem väterlichen Strohdache, als — selten genug — gerade beide Eltern abwesend waren, das Gelege von drei Eiern gegen vier Gänseeier ausgetauscht hatte. Nach dem Ausschlüpfen der Jungen hatte der Storch zunächst Stunde um Stunde regungslos, den Schnabel an der Brust, auf dem Nestrande gesessen, war dann eines Tages spurlos verschwunden, um nach 36 Stunden, während deren die Störchin das Nest nicht verlassen hatte, mit sechs anderen Störchen auf seiner Spur zurückzukehren. Nachdem die Störche längere Zeit über dem Neste ihre Kreise gezogen hatten, nahmen alle auf dem breiten Nestrande Platz und stürzten sich im nächsten Augenblick wie Rasende mit ihren scharfen Schnäbeln auf die wehrlose Störchin. Der um die Schandtat des Jungen nicht wissende Bauer erstieg mit einer Leiter das Dach, um zu retten, was noch zu retten sein mochte. Schon bevor er oben stand, hatten die Störche den „Richtplatz" verlassen. Die Störchin war bereits tot. Auch an den jungen Gänsen klebte Blut, sie waren aber unverletzt.

Hierzu gibt Herr P. Tietsch ein Gegenstück von einem Storchenmann als Ehebrecher:

Ein Bekannter, ein Tierfreund, erzählte mir aus der Gegend von Hohenschönhausen folgendes: Die Landleute dieses Bezirkes erzählen von einem Storche, der zu den benachbarten Storchennestern flog und dort mit den Störchinnen Ehebruch trieb. Eines Tages fand man diesen Storch aus vielen Wunden blutend tot auf dem Felde. Die Landleute behaupten, er sei von den betrogenen Storchmännern ob seiner Schandtaten hingerichtet worden.

Dazu noch ein Bericht eines Reisenden. Dieser besuchte in Konstantinopel die berühmten Friedhöfe. In der Nähe derselben sah er zu seinem großen Erstaunen viele junge Störche, die schon flügge waren. Sie fraßen, was ihnen die Bewohner hinwarfen. Auf die Frage, wie die jungen Störche dorthin gekommen seien, antworteten die Leute, die alten Störche hätten sie hingebracht, sie seien dann aber in großen Scharen ins Gebirge geflogen, wo sie zu großen Herden vereint Jagd auf die ihnen verhaßten Adler machten. Das geschähe alle Jahre.

Herr P. Tietsch fügt eine weitere Mitteilung an, welche einen Fall von Einfühlung in die Bedürfnisse des Körpers zu seiner Heilung betrifft, dem ich zur Ergänzung meiner Ausführungen unter: „Der Zufall" gern Raum gebe:

Eine hiesige Dame mußte wegen eines Leber- und Gallenleidens ein hiesiges Krankenhaus aufsuchen. Es war auch eine bösartige Blutverderbnis hinzugetreten. Im Hintergrunde drohte eine Operation; es war also ein schwerer Fall. Man verordnete ihr Leberpräparate, die sie aber nicht nahm.

In einer Nacht wachte die Dame um 3 Uhr auf und hörte das ihr zugeflüsterte Wort „Ananas". Sie schlief wieder ein.

Am nächsten Tage besuchte sie ihre Aufwartefrau. Sie bat dieselbe, ihr eine geöffnete Dose Ananas zu holen. Sie trank gleich den Saft aus und aß dann heimlich nach und nach die ganze Dose leer. Dann ließ sie sich von ihren Verwandten zwei weitere Dosen derselben Frucht bringen, welche sie auch verzehrte.

Als ihr darauf eine Blutprobe entnommen worden war, fragte sie die Krankenschwester verwundert, was wohl den günstigen Befund verursacht haben möge. „Die Leberpräparate können es nicht gewesen sein; denn die habe ich ja nicht genommen", antwortete die Dame. Dann kamen die Ärzte und drangen in sie zu sagen, was sie zu sich genommen habe. Sie weigerte sich bis zu ihrer Entlassung beharrlich, den Grund zu ihrer Genesung anzugeben, um nicht sagen zu müssen, daß ihr „Schutzgeist" ihr das Wort „Ananas" zugeflüstert habe.

Das geschah vor drei Jahren. Die etwa siebzigjährige Dame ist heute noch frisch und gesund.

Der Bericht stammt aus den letzten Tagen. P. Tietsch, Berlin.

„Fernsehen".

Die Uhr weckte mich in früher Morgenstunde zum Dienst. Noch zwischen Schlaf und Erwachen halb befangen sah ich plötzlich, wie eine Arbeitskameradin, mit welcher mich nichts weiter als ein herzliches Arbeitsverhältnis verbindet, das Haus ihrer Eltern verließ. Sie hatte einen dunklen, grauen Mantel an, und sie trug ein dunkles Käppi auf ihrem Haar. Ich sah, wie sie sich beim Hinuntersteigen der Steinstufen des Vorgartens ihres Hauses ein wenig vorsichtig bückte, um nicht zu fallen.

Mich selber sah ich ganz in ihrer Nähe, aber ich war nicht körperlich anwesend — ich lag ja bewußt alles sehend noch im Bett — sondern ich befand mich in einer lichtgoldnen Lichthülle, und umgeben von diesem Lichtmantel sah ich dem Fortgehen meiner Arbeitskameradin zu, ohne daß sie mich wahrnahm.

In meinem Schlafzimmer zeigte der Wecker 5.45 Uhr. Ich rieb mir die Augen und war höchst erstaunt und verwundert ob dieser Begebenheit.

Um mich zu vergewissern, ob hier nicht eine Einbildung vorlag oder irgendeine sonstige Phantasieproduktion besuchte ich im Laufe des Vormittags meine Arbeitskameradin an ihrer Arbeitsstätte, und ich fragte sie, wann sie heute früh von ihrer Wohnung fortgegangen sei. Sie antwortete mir unbefangen um ¾6 Uhr; sie gehe übrigens jeden Tag um diese Zeit zum Dienst. Ich ließ mir nun auch ihren Mantel zeigen und ihre Kopfbedeckung, und es war derselbe dunkelgraue Mantel und das dunkle Käppi.

Dieses Erlebnis, obgleich es ohne jede sonstige Bedeutung ist, gab mir doch aber plötzlich eine neue Erkenntnis: unser Wahrnehmungsvermögen läßt sich in einer Art erweitern, die wir gewöhnlich für nicht möglich halten. Der Mensch kann Fernsehen, auch ohne jede maschinelle Hilfsapparatur. Es kommt nur darauf an, diese seelischen Kräfte ebenso wie die Gesetze und Kräfte in der übrigen Natur zu erkennen, zu entwickeln und aus ihrer Zufälligkeit heraufzuheben in den Bereich der willensmäßigen Beherrschung. Paul Grenz, Prenzlau.

Kontroverse um einen Ossowiecki'schen Hellsehfall.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mir zu dem im 2. Heft Jahrg. 1938 (S. 58/60) behandelten Hellsehfall des Warschauer Ingenieurs Stefan Ossowiecki (in bezug auf den Mädchenmord bei dem Orte Stolin in Polen) Ausführungen des Herrn Wilhelm Gubisch-Dresden sowohl, als auch deren Beantwortung durch Herrn Dr. K. Kuchynka-Prag zugeschickt mit dem Wunsche, diese umfangreichen, gegenseitig kritisierenden Stellungnahmen auf den gemeinsamen Nenner stichwortartiger Sätze zu bringen, welche alles Wesentliche enthalten, ohne in ihrem Nebenher eine erneute Stellungnahme zu den hier herausgesetzten Punkten zu benötigen.

1. Herr G. bemängelt die Art der Berichterstattung des Herrn Dr. K. in (oben) Heft 2; er fühlt sich berechtigt, „die Echtheit des Falles Ossowiecki zu bezweifeln, solange wissenschaftlich zuverlässige Beweise fehlen"; diese wären insbesondere „sofortige Beglaubigung durch zuverlässige Zeugen", z. B. durch Gemeindevorsteher oder Polizei. G. hält den Fürsten Radziwill als einen wahrscheinlich „vom Okkultglauben Befangenen" nicht für den vorurteilslosen Gewährsmann. Da ferner die Polizei aussagt: „Der Ing. Oss. hat keinen Anteil an der Entdeckung der Leiche, weil, als die Auffindung erfolgte, die Aussage des O. der Polizei nicht bekannt war", so stellt sich G. zu dieser, denn „die Aussagen der Polizei wiegen für uns schwerer als die der Okkultisten", um so mehr als die Polizei unterm 18. Januar 1938 aussagt: „die Angaben des O. sind unrichtig gewesen" (folgt Begründung); die „Angaben entbehren der Genauigkeit". —

2. Demgegenüber steht Herr Dr. K. erneut zu seiner Aussage wie in Heft 2 mit dem Hinweis auf die ihm bekannte „Ernsthaftigkeit und Verläßlichkeit" des Ing. O., der „nicht nötig habe, seinen Ruhm in Hinsicht auf die vielen Beweise seiner hellseherischen Begabung künstlich zu vergrößern." K. zitiert aus einem Briefe des O.: „Der Körper des Mädchens wurde nach meinen Angaben aufgefunden und lag begraben genau auf der Stelle, die ich beschrieben habe. Der Fürst Radziwill hat die Polizei alarmiert, und seinen Instruktionen gemäß hat die Polizei nachgeforscht nach dem Körper auf der von mir angegebenen Stelle." — Zur allgemeinen Einstellung der Polizei schreibt K.: „Man weiß doch gut, wie oberflächlich und voreingenommen die Polizei in dieser Beziehung für gewöhnlich vorgeht, weil sie eben a priori an das Hellsehen zu glauben nicht geneigt ist." — Ferner zur bezweifelten Glaubwürdigkeit des Fürsten R.: „Woher weiß G., daß der Fürst ein Okkultist sei?" — Ferner zu Oss.: „O. ist sehr schwer zu einer schnellen Antwort zu bewegen; er hat eine sehr umfangreiche Korrespondenz." —

Zusammengefaßt: Es steht hiernach Meinung gegen Meinung (K. und G.) und Behauptung gegen Behauptung (Polizei und Ossowiecki). — Trotz des zur Zeit noch nicht grundsätzlich befriedigenden Resultats werden diese Auszüge aus besonderen Gründen schon jetzt gebracht und nicht zurückgestellt bis nach dem vollständigen Abschluß der weiteren Ermittlungen, welche Herr Dr. K. anstellt, um den Nachweis zu führen, daß die Angaben Ossowieckis zur Findung der Leiche nicht nach, sondern vor den polizeilichen Feststellungen erfolgt sind. Ed. Baumert, Berlin

---

Gegenseitiges „Verstehen" bei Tierschwärmen.

Im „Kosmos" (Novemberheft 1938) findet sich eine interessante Frage und ihre Beantwortung. Die Antwort deutet das Charakteristische des Problems wenigstens an. Es heißt dort:

Frage R. in T. (6. 5. 38): „Was ist die Ursache? — 1. Jagt man einen Schwarm dicht beieinandersitzender Vögel auf, so fliegen sie gleichzeitig auf, stoßen aber nicht aneinander, sondern haben genügenden Abstand. — 2. Ein Schwarm Tauben, der bei schönem Wetter in der Luft Flugspielen sich hingibt, ändert plötzlich seine Richtung, ohne daß die Tiere einander behindern. (Filme, die das fast gleichzeitige Auffliegen vieler Tausender von Vögeln mannigfacher Art zeigen, lassen gleichfalls erkennen, daß dies ohne gegenseitige Störung sich vollzieht.) — 3. Ein Mückenschwarm von vielen Tausenden von Mücken schwebt gleichmäßig auf und nieder, ohne seine Form und seinen Umfang zu verändern, gleichsam als wären alle vom gleichen Willen beseelt oder durch ein und dieselbe Kraft gelenkt. — 4. In einem ungefähr 1 Meter breiten Bache schwammen Scharen von kleinen jungen Fischen in gleichmäßigen Zügen mäßig schnell dahin. Ließ man einen Schatten über das Wasser fallen oder warf man ein Hölzchen darauf, so schossen sie blitzschnell durchs Wasser, in völliger Ordnung, ohne daß sie sich behinderten. — Ich habe verschiedentlich Zoologen, besonders Ornithologen, deswegen befragt, aber keiner vermochte mir Auskunft zu geben. Wissen Sie eine Erklärung für diese Erscheinung?"

Antwort: Die hier aufgeworfenen, hochinteressanten Fragen stellen letzten Grundes ein psychologisches Problem dar, das von der Wissenschaft ebenso schwer beantwortet werden kann wie die Frage nach dem Wesen der Tierseele überhaupt. Die Reizphysiologie erklärt einheitliches Handeln vielfach mit der Annahme, daß gleiche äußere Reize auf die Nervenzentren der Einzeltiere in einem Schwarm eben maschinenhaft gleiche Antworten hervorrufen, aber wenn auch der Schwarm wie ein Tier mit nur einem Nervenzentrum reagiert, so kann in den erwähnten Fällen doch von einer Reizwirkung höchstens bei dem Fischverhalten (Beschatten) die Rede sein; das völlig

einmütige „Exerzieren“ aber ist damit keineswegs geklärt. Um überhaupt eine befriedigende Antwort andeuten zu können, müssen wir uns darüber klar werden, daß im Tierreich trotz der zweifellos bestehenden Individualität eben ein für uns unvorstellbares Gemeinschaftsgefühl herrscht, ein Sich-Verstehen auch ohne Kommandos und Winke. Ein hin und her wogender Staren-, Tauben- oder Strandläuferschwarm ist von nur einem Willen beherrscht. Heinrich Frieling, der in seinem Buch „Die Stimme der Landschaft“, München 1937, auf diese ganzen Probleme eingeht, spricht geradezu von einem „Gruppenwillen“ und Gruppenhandeln der Tiere, auf Grund dessen wir auch das gegenseitige Sichverstehen begreifen können. Der Mensch ist von der Gemeinschaft mit der Natursеele abgerückt; er hat sich abgeschlossen vom Drinnensein in der Natur. Sein Triebleben ist stark verkümmert, dafür regieren bei ihm Verstand und Vernunft. Gelingt es dem Menschen auch noch, nahestehende Mitmenschen rein gefühlsmäßig zu verstehen, so hat er doch gar keine inneren Beziehungen zu den Tieren mehr. Es wird daher auch eine reine naturwissenschaftliche Erklärung Ihrer Fragen nie möglich sein. Allenfalls kann man bei den Fischen, die ohne sich anzustoßen, eilig nebeneinander schwimmen, vermuten, daß die Seitenlinie (als Ferntastorgan) ein Zusammenstoßen verhindern mag und man könnte bei anderen Schwarmtieren entsprechende, vielleicht auf elektromagnetischer Grundlage stehende Fernorgane annehmen — aber, selbst wenn diese bewiesen werden könnten, wäre damit nur das „Handwerkliche“ der Gruppenbewegung geklärt.

Germanen und Astrologie.

Als Herausgeber der Z.m.p.F. habe ich schon wiederholt und seit Jahren die Auffassung vertreten, daß es bei den Germanen wohl eine Astronomie, aber keine Astrologie gab. Ich konnte keine eigentlichen betreffenden Untersuchungen anstellen und ergebnisweise vorbringen. Meine Auffassung wird eher — ich möchte sagen: auf ein erbgutweises Wissen aus alteingesessener Marschenfamilie, also unberührter nordgermanischer Herkunft zurückgehen.

Es wird hiernach ein allgemeineres Interesse im Leserkreise der Z.mp.F. finden, was der „Völkische Beobachter“ (Ausgabe Berlin) vom 19. 1. 39 in einem Bericht über den Vortrag von Otto Sigfried Reuter in der „Nordischen Gesellschaft“ über „Nordischer Geist in Geschichte und Leben“ schreibt:

Der Orientale der alten Zeit sah in den Sternenbildern des Himmels unmittelbare Verkörperungen der Gottheiten. Für den Germanen war der gestirnte Himmel stets nur das Werk der göttlichen Schöpfung. So hat er auch nie, wie der Babylonier, aus dem Gang der Gestirne den göttlichen Willen zu erfragen versucht, sondern ihn, offenen Auges für die natürliche Beschaffenheit dieses Raumes über ihm, als Ausdruck und Teil kosmischer Ordnung und Gesetzmäßigkeit erkannt. Das war die wesentlichste Einsicht, die uns der Vortrag des Bremer Forschers O. S. Reuter vermittelte: Unser Argwohn gegen die dem rassenpolitischen Denken entgegengesetzte Astrologie wird also um ein Argument mehr bereichert, das sich nicht nur auf die völlige Artfremdheit der Sterndeuterei im heimischen Norden stützt, sondern ebenso auf die Tatsache, daß die astronomischen Verhältnisse im germanischen Lebensraum auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht völlig andere sind als in südlicheren Breiten. Mit den himmelskundlichen Hilfsmitteln der Babylonier oder Griechen hätte der germanische Seefahrer bei seinen, den Polarkreis streifenden großen Fahrten nichts anfangen können.

Reuters Verdienst ist es, aus den wenigen überlieferten Quellen, den Beweis für das Vorhandensein einer altgermanischen Himmelskunde erbracht zu haben. Für diese Großtat germanischer Wesensdeutung hat er deshalb auch den ersten Kossinna-Preis des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte erhalten. Über sein mit unvorstellbaren Mühen zusammengetragenes Tatsachenmaterial, das in dem Werk „Germanische Himmelskunde“ (F. Lehmann, München) niedergelegt ist, griff Reuter in seinem Berliner Vortrag wieder auf den Ausgangspunkt seiner Forschungsarbeit an diesem gewaltigen Stoff zurück. 1926 hatte er in Gustaf Kossinnas Zeitschrift „Mannus“ zum ersten Male „Astrologie und Mythologie“ bei den Germanen umfassend dargestellt und bewiesen, wie sich die Wissenschaft des naturverbundenen Alltags und eine das Weltall deutende Weltanschauung gegenseitig durchdringen und befruchten. Bereichert durch zahlreiche neue Gesichtspunkte, geht dieser letzte Vortrag Reuters ohne den sicheren Boden der Wissenschaft zu verlassen, doch über das kritische Bemühen eines arbeitsreichen wissenschaftlichen Lebens hinaus: Es hieße dem letzten Wollen Reuters nicht gerecht werden, würde man die mitreißende Überzeugungskraft des Denkers verschweigen, dem es hier — im

Gegensatz zu zahlreichen ähnlichen Versuchen, die wir schon über uns ergehen lassen mußten — wirklich gelang, seinen Zuhörern einen lebendigen Hauch jener germanischen Geisteshaltung mitzuteilen.

Da der Himmel den Germanen nicht als Jenseits erscheint, da die Bilder der Sterne für ihn von jeher gleichnishafte Bedeutung hatten („Asenkampf", „Lokis Fackel", „Großer Wolfsrachen" sind uns als Namen noch überliefert), bedeutet das moderne Raumbild des Kopernikus nicht das Ende des mythischen Weltbegriffes der Germanen, denn dieser stand im Spiegel uralter Wissenschaft, die die kosmische Gesetzmäßigkeit dynamisch begriff. So steht auch das Zeichen des kreisenden Sonnenrades über dem Wandel der Zeiten. Und von der germanischen Urzeit spannt sich der Bogen einer seelischen Grundhaltung bis in unsere Jahrhunderte, wenn wir an Kants Worte denken: „Das Gesetz in mir und der gestirnte Himmel über mir . . ." J. B.

Berichtigung zu „Hellsehen und Pendel" 5. Heft Jhg. 1938 der Z.mp.F. S. 133).

In der betreffenden Skizze ist eine Versuchsanordnung aus einem Kordon-Veri-Experimentalfilm wiedergegeben und in der Erörterung der Treffer-Wahrscheinlichkeit von dem Verhältnis 1 : 1024 gesprochen worden.

Ich bin Herrn Karl Folz (München) für den Hinweis besonders dankbar, daß mir hier ein Irrtum unterlaufen ist.

Ich muß meine Manuskriptniederschriften sehr oft mehrfach zugunsten vordringlicher Arbeit unterbrechen. So war mir im vorliegenden Falle offenbar bei der Wahrscheinlichkeitsdarstellung der im Vorhergehenden gewählte einfachste Fall aus den verschiedenen Versuchsanordnungen nicht zureichend gegenwärtig gewesen.

Eine Wahrscheinlichkeit 1 : 1024 ergäbe sich selbstverständlich erst, wenn z. B. die verdeckte abgependelte Karte von K.-V. auch noch benannt wäre, ein Fall, der bei den Experimenten ebenfalls mit positivem Ergebnisse erzielt wurde.

Die Anordnungen gingen sogar so weit, daß von drei Versuchsteilnehmern aus drei „neuen" Skatkarten je eine Karte gewählt und — immer verdeckt — abgelegt wurde, worauf K.-V. diese drei Karten als untereinander gleich an Hand sehr verschiedenartiger Entscheidungswege zuzüglich richtig vorbenannte. Hier wäre die Wahrscheinlichkeit für das Eintreffen gar nur $^1/_{32}$ zur dritten Potenz gleich 1 : 32768.

Die eingehende Würdigung der Experimente mit K.-V. bleibt der Darstellung innerhalb eines umfangreicheren Buches über meine Erfahrungen auf metapsychischem Gebiete überhaupt vorbehalten. Der Herausgeber.

Das Präsidium der Italienischen Gesellschaft für metapsychische Forschung zu Rom (Societa Italiana di Metapsichica) versendet unter dem 4. 1. 39 ein Zirkular, nach welchem sie mit Autorisation des Ministeriums für nationale Erziehung zu einem nationalen Zusammenarbeiten für eine monographische Bearbeitung über „La ricerca scientifica ed i fenomeni metapsichici nel momento attuale" (über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung der metapsychischen Phänomene aufruft.

Möchte dieser mühevollen Arbeit der Gesellschaft bester Erfolg beschieden sein, zum Nutzen des Ansehens dieser Forschung auch dort, wo noch aus Voreingenommenheit selbst die wissenschaftliche Forschung desavouiert erscheint.

Es ist besonders bemerkenswert, daß das faschistische Italien offensichtlich keine Gefährdung seiner weltanschaulichen Ideale durch die metapsychische Forschung befürchtet. Im Gegenteil, wenn man sieht, wie diese Forschung in den letzten Jahren in Italien überraschend an Boden gewonnen hat. Dem gegenüber ist es mir leider bisher — trotz noch in die letzten Wochen fallender Bemühungen — nicht gelungen, auch nur eine Nachuntersuchung der „Testobjekte" aus der Frau Maria Rudloff'schen „Spiegelphänomenik" herbeizuführen. Diese Untersuchungen fallen dabei doch völlig in den Arbeitsbereich der wissenschaftlichen Medizin. Allerdings handelt es sich im allgemeinen um die praktizierende Medizin, welche ihre Angriffe gegen die Metapsychik vorantragen läßt. Vielleicht besinnt sich diese Wissenschaft doch noch auf ihre Pflichten aus ihrer Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Biologie angewandter Richtung.

Der Herausgeber.

Verleger und Hauptschriftleiter i. R.: Prof. Dr. rer. nat. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck · Buch- und Kunstdruckerei, Paul Zimmermann, Berlin.

Der Jahrgang 1939 wird denselben Umfang wie 1938 bei gleichem Bezugspreise besitzen.

Im Hinblick auf das beide Jahrgänge umfassende Inhaltsverzeichnis und Sachregister wurde, um andererseits die Selbständigkeit jedes der Jahrgänge zu wahren, die laufende Paginierung nur in Klammern gegeben.

Um nicht eine Bezugszahlung erbitten zu müssen, noch bevor das erste Heft erschienen sein würde, ist das Versenden der Nachnahmen zur Einziehung der Rückstände bisher unterlassen worden. Es wird nunmehr aber die dringliche Bitte ausgesprochen, die noch ausstehenden Bezugsgebühren bis zum 7. April ds. Js. zu überweisen, ohne Aufrechnung und Nachnahme abzuwarten. Die Arbeit an der „Z. mp. F." ist ohnedem eine so opferreiche, daß jede nicht unbedingt erforderliche Mühewaltung zu Gunsten einer weiteren Durcharbeitung der „Z. mp. F." selbst eingespart werden sollte.

Es sei im Hinblick auf die ausgedehnte Korrespondenz die Bitte erneuert, ihr, soweit die Beantwortung nur im andersseitigen Interesse liegt, das Rückporto beizufügen.

Der Herausgeber.

Bezugsbedingungen der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" („Z. mp. F."), Heftfolge: „Die unsichtbare Wirklichkeit".

Der Jahrgang 1938 der „Z. mp. F." umfaßt 4 Hefte zu je 3 Bogen; Bezugsgebühr 7 RM (halbjährlich 3.50 RM).

Dieser Betrag kann durch Nachnahme (unter Aufschlag der Unkosten — auch derjenigen einer eventuellen die Entrichtung der Bezugsgebühr betreffenden Korrespondenz —) erhoben werden, falls er nicht bis zum 1. Februar mit 7,— RM bezw. bei vereinbarter halbjährlicher Zahlungsweise bis zum 1. Februar und 1. September mit je 3,50 RM vorliegt.

Einzelheft als Nachbezugsexemplar 1,60 RM, sonst 2,— RM.

Bezugsbestellungen gelten für den ganzen Jahrgang.

Liegt bis zum 1. Oktober d. J. keine gesondert auszusprechende Abbestellung vor, so gilt der Bezug als für einen weiteren Jahrgang verlängert.

Bezügliche **Zahlungen** werden erbeten entweder direkt an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" (Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7) oder an Bankkonto Prof. Dr. Christoph Schröder, Dresdner Bank, Depositenkasse Berlin-Lichterfelde-Ost, Jungfernstieg 3, oder an Postscheckkonto Berlin Nr. 151938 Prof. Dr. Christoph Schröder, Herausgeber der „Zeitschrift f. metapsych. Forschung", Berlin-Lichterfelde.

Erfüllungsort und Gerichtsstand: Berlin-Lichterfelde.

Manuskriptsendungen werden erbeten an die Schriftleitung der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7.

Von den „Original-Beiträgen" werden bis je 10 der betreffenden Hefte, von den kleineren „Original-Mitteilungen" je 3 Hefte für den Autor zur Verfügung gestellt. Andere Wünsche (etwa Sonderdrucke betreffend) bedürfen der vorherigen Festsetzung.

Die Manuskripte sind abgeschlossen einzureichen. Auf gutes **Abbildungsmaterial** wird besonderer Wert gelegt.

Es wird um regste Mitarbeit an den Zielen der „Z. mp. F." aus ihrem weitesten Leserkreise durch Mitteilung von möglichst gut beglaubigten Erfahrungen aus dem über die eigentliche Metapsychik hinaus erweiterten Gesamtgebiete gebeten, seien diese eigene, seien es zuverlässig berichtete (etwa auch durch Einsendung von bezüglichen Zeitungsausschnitten).

Die Autoren tragen die alleinige Verantwortung für den Inhalt ihrer Beiträge. Die Auffassung der Schriftleitung deckt sich nicht ohne weiteres mit jener in diesen Beiträgen.

Die Kritik wolle alles **Persönliche vermeiden.**

Ungenehmigter Nachdruck, auch der Abbildungen aus dieser Zeitschrift, ist untersagt, eine referierende, auch kritische Wiedergabe mit Quellennachweis erwünscht; doch erbitten wir die Uebersendung von Belegen.

Prof. Dr. Christoph Schröder.

Verleger und Hauptschriftleiter i. V.: Prof. Dr. rer. nat. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck : Buch- und Kunstdruckerei, Paul Zimmermann, Berlin.



Zeitschrift für metapsychische Forschung

Heftfolge: Die unsichtbare Wirklichkeit

Die Ziele: Förderung der Forschung auf metapsychischem und angeschlossenen Gebieten, Aufklärung unter objektiver Kritik unserer Erkenntnis, Kampf gegen das Ausbeutertum, Abwehr gegnerischer Angriffe, Diätetik der Seele, Pflege einer spiritualistischen (idealistischen) Weltanschauung.

Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7 / Die „Z.mp.F." erscheint dreimonatlich in jährlich vier Heften.

10. Jahrgang Berlin, den 30. Mai 1939 2. Heft



Athener Bildtelegramm



und der Berliner Empfang
(siehe Textseite 53).

Aus dem Inhalt:

Inhalt: